



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

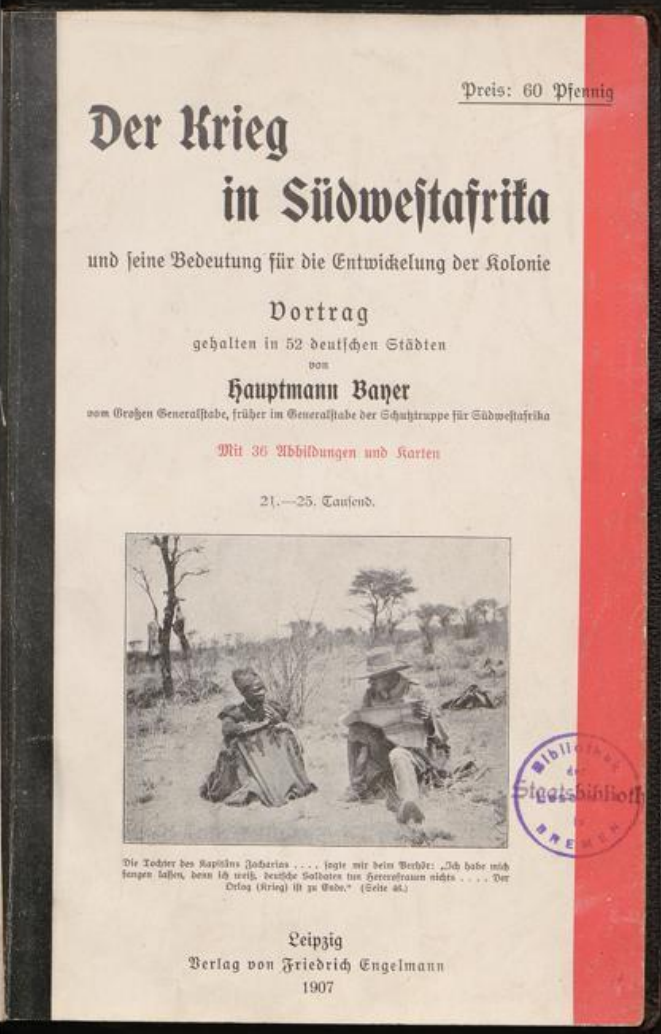
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Der Krieg in Südwestafrika und seine Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie**

**Bayer, ...**

**Leipzig, 1907**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-8906**



Preis: 60 Pfennig

# Der Krieg in Südwestafrika

und seine Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie

Vortrag

gehalten in 52 deutschen Städten

von

**Hauptmann Bayer**

vom Großen Generalstabe, früher im Generalstabe der Schutztruppe für Südwestafrika

Mit 30 Abbildungen und Karten

21.—25. Tausend.



Die Tochter des Kapitäns Jobartus . . . legte mir beim Wieder: „Ich habe mich  
kempfen lassen, denn ich weiß, den ich Salomon hat Herrschaft nicht . . . Der  
Dofag (Hring) ist zu haben.“ (Seite 64.)



Leipzig  
Verlag von Friedrich Engelmann  
1907

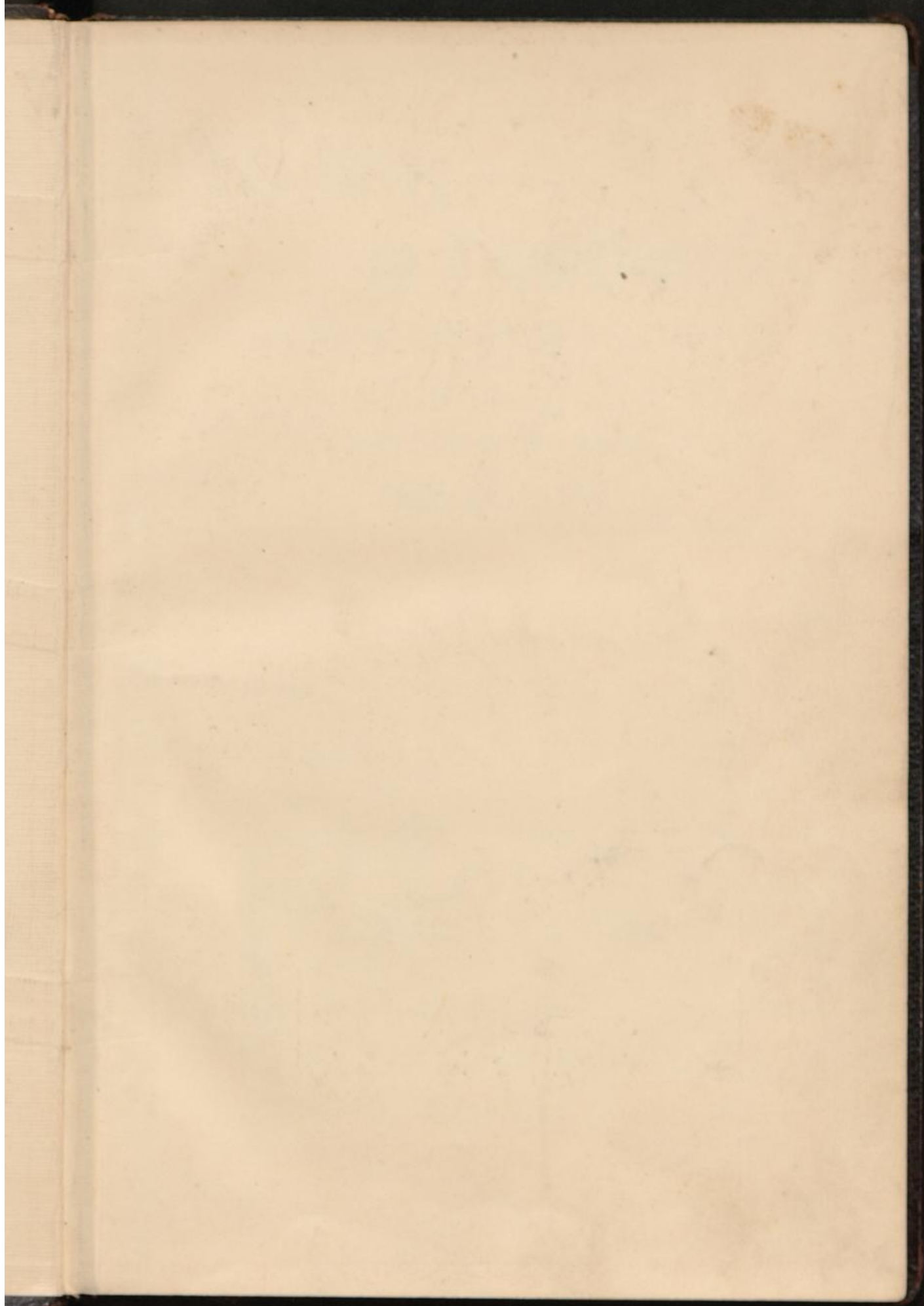


Q 53

enthält

mit Tafel von  
Seite: 40.

34c3371



State

Preis: 60 Pfennig

# Der Krieg in Südwestafrika

und seine Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie

Vortrag

gehalten in 52 deutschen Städten

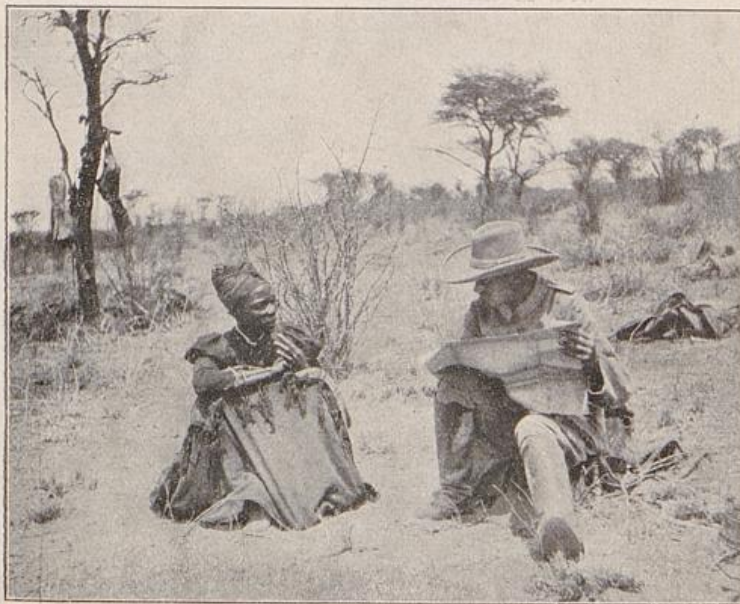
von

**Hauptmann Bayer**

vom Großen Generalstabe, früher im Generalstabe der Schutztruppe für Südwestafrika

Mit 36 Abbildungen und Karten

21.—25. Tausend.



Die Tochter des Kapitäns Zacharias . . . . sagte mir beim Verhör: „Ich habe mich fangen lassen, denn ich weiß, deutsche Soldaten tun Hererofrauen nichts . . . . Der Orlog (Krieg) ist zu Ende.“ (Seite 46.)



Leipzig  
Verlag von Friedrich Engelmann  
1907



Der  
**Krieg in Südwestafrika**

und seine Bedeutung  
für die Entwicklung der Kolonie

Vortrag  
gehalten in 52 deutschen Städten

von

**Hauptmann Bayer**

vom Großen Generalstabe, früher im Generalstabe der Schutztruppe  
für Südwestafrika

Mit einem Vollbild, 33 Abbildungen  
und 2 Kartenskizzen im Text



Leipzig  
Verlag von Friedrich Engelmann  
1907

Alle Rechte vorbehalten.

7/254



34c3371

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

## Vorwort.

Im Rahmen eines anderthalbstündigen Vortrags läßt sich nur ein ungefähres Gesamtbild des Krieges geben, mit kurzen Hinweisen, Gedanken, Andeutungen, die auszuspinnen und zu vertiefen dem Leser überlassen bleiben muß.

Wem meine Schilderungen eine Anregung waren, sich näher über diesen schweren Kolonialkrieg zu orientieren, den weise ich hin auf die vom Großen Generalstabe herausgegebenen kriegsgeschichtlichen Darstellungen und auf des Obersten v. Deimling trefflichen Vortrag. Der Inhalt dieses Vortrags deckt sich mit vorliegendem nur in Wenigem, da verschiedene Ereignisse und Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt wurden.

Die Abbildungen sind nach Photographien gefertigt, die sämtlich während des Krieges aufgenommen wurden. Die Herren, die so liebenswürdig waren, mir die Bilder zur Verwendung zu überlassen, hatten freilich bei deren Aufnahme nicht an eine spätere Veröffentlichung gedacht; es sind Amateurphotographien, die der Eingebung des Augenblicks ihr Entstehen verdanken und nicht der Absicht einem bestimmten Gedanken zu dienen. Gerade deshalb scheinen sie mir aber von Wert.

Allen — und es sind viele Tausende — die mir aus Anlaß meiner Vortragsreisen ihr reges Interesse und ihre Anerkennung für die Leistungen

unserer braven Truppen in so herzlicher Weise zum Ausdruck gebracht, meinen tiefgefühltesten Dank.

Oft wurde ich aufgefordert, den Kameraden in Südwest von dieser warmen Anteilnahme in der Heimat Kenntnis geben zu wollen. Mit Freuden komme ich hiermit diesem Wunsche nach.

Meinen Kameraden im Felde, Offizier und Reiter, und denen, die so herzlich ihrer gedenken, widme ich dies kleine Buch.

**Bayer.**

Am 12. Januar 1904 brach der Herero-Feldzug aus, und begann mit der grausamen Ermordung von 150 wehrlosen Farmern, Frauen und Kindern. Fast Allen kam dieser Aufstand überraschend. Die Plötzlichkeit, mit der er losbrach, die Einheitlichkeit in der Organisation, die Verschwiegenheit der Eingeborenen bis zur letzten Stunde lassen auf eine sorgfältige Vorbereitung und einen mächtigen Zusammenhalt unter den Hereros gegen die Weißen schließen. Und dies weist auf die eigentlichen Gründe des Aufstandes hin.

Nach diesen Gründen ist vielfach gesucht worden: Die einen behaupten, der Gouverneur habe die Eingeborenen zu zart angefaßt und sie dadurch übermütig gemacht. Andere meinen, sie hätten unter der Last der ihnen von den Händlern aufgebürdeten Schulden geseufzt, und wären auch der Übergriffe von seiten der deutschen Farmer so überdrüssig geworden, daß sie zu den Waffen griffen, um sich ihrer Peiniger zu erwehren. Es wurde auch von schlechter Beamtenwirtschaft, ja sogar vom Kinder-Impfzwang als Ursachen des Aufstandes gesprochen.

Dies alles würde jedoch nicht ausreichen, die Erscheinung zu erklären. Diese liegt tiefer begründet, und beruht auf dem Rassen-gegensatz zwischen Eingeborenen und Weißen, sowie in dem Umstande, daß überall in der Welt, wo sich die Interessen verschiedener Völker hart berühren, um die Vorherrschaft gerungen werden muß. Solange der ewige Friede „nur ein Traum und nicht einmal ein schöner“ ist, werden solche Machtfragen sich nicht anders entscheiden lassen, als mit dem blanken Schwert.

Was die Rassengegensätze betrifft, so müssen wir, um sie zu verstehen, uns zunächst den Charakter der Eingeborenen betrachten, mit denen wir es in der Kolonie Südwestafrika zu tun haben. Es ist

möglich, daß es in anderen Länderstrichen Afrikas schwarze Nationen gibt, die ihrer ganzen Veranlagung nach geeignet sind mit der weißen Rasse auszukommen. Von den Hauptvolksstämmen Deutschsüdwestafrikas, den Hereros und Hottentotten, mit denen zu kämpfen uns bechieden war, läßt sich das leider nicht sagen. Sie sind zu grundsächlich verschieden von uns veranlagt, ihr Stolz und ihr Selbstständigkeitsgefühl sind zu stark entwickelt, ihre Abneigung gegen die Kulturarbeit zu groß.

Eigentlich darf man die beiden Volksstämme, Hereros und Hottentotten, gar nicht in einem Atem nennen. Gemeinsam ist ihnen nur der verschlossene, falsche und hinterlistige Charakter und eine Kampfweise, die unter vorzüglicher Ausnützung des Geländes

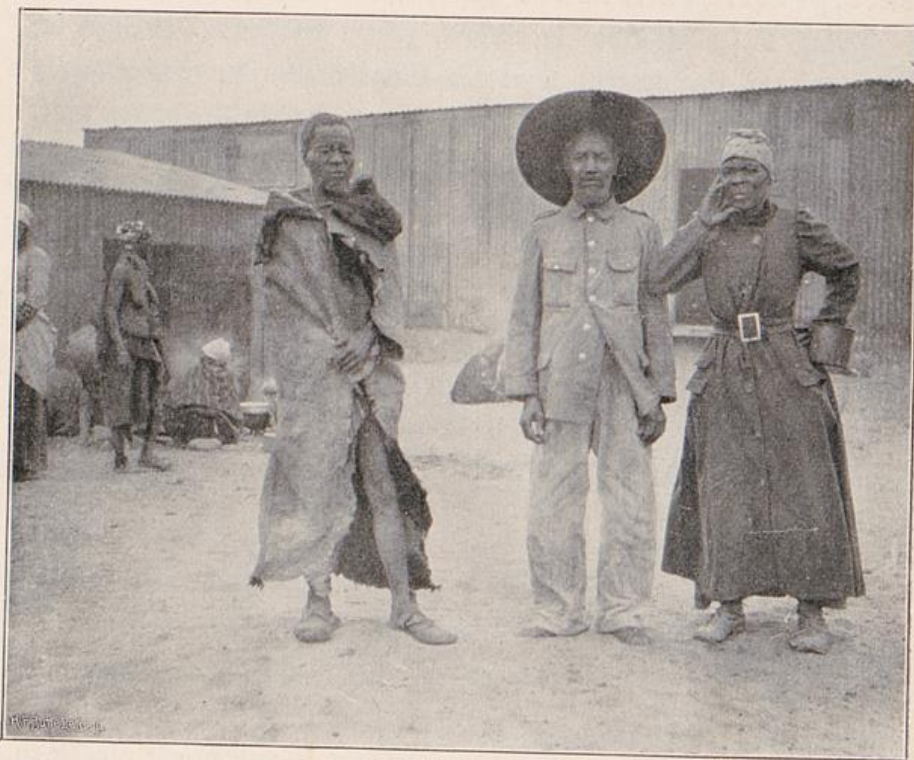


Abb. 1. Herero-Typen.

„Die Hereros sind ein großer und schlanker Bantustamm von tief dunkelbrauner Hautfarbe“ . . . . (Seite 7.)

den Gegner zu überraschen und aus dem Hinterhalt niederzumachen sucht; gemeinsam sind ihnen Verlogenheit und Treulosigkeit, die sie gleich geschickt zu bemänteln verstehen.

Im übrigen aber sind sie durchaus verschieden geartet:

Die Hereros sind ein großer und schlanker Bantu-Stamm von tief dunkelbrauner Hautfarbe. Auf niedrigerer Kulturstufe stehend als die Hottentotten sind sie für die Zivilisation schwer zugänglich, von deren vielfachen Segnungen sie nur zwei Dinge verstehen und annehmen wollen: den Tabak und den Schnaps. Von der christlichen Religion nehmen sie nichts in sich auf als unverstandene Lehren aus dem Alten Testament. Jede Kunstfertigkeit geht ihnen ab, für die Kultur Förderliches produzieren sie nichts, höchstens als Erdarbeiter und Viehwächter können sie in Betracht kommen.

Das genügt aber wohl kaum, um uns diese Nation als unentbehrlich für die Weiterentwicklung der Kolonie erscheinen zu lassen. Arbeiter stellen uns ebensogut die Ovambos, wie sich beim Bau der Otavibahn gezeigt, und als Viehwächter sind die so treuen und von den Hereros als Knechte und Sklaven grausam behandelten Bergdamaras (Klippfaffern) zuverlässiger. Geben wir diesen Raum und günstige Bedingungen zur Entwicklung, so wird der Stamm der Bergdamaras uns dereinst wertvolle, tüchtige Arbeitskräfte stellen, wodurch wir allmählich auf die Dienste der Hereros verzichten könnten.

Das einzige Besitztum der Herero war ihr Vieh. Um sich dieses zu erhalten kämpften sie hartnädig, und wir wußten, wenn wir auf ihr Vieh losmarschierten würden sich die Krieger sicherlich zum Gefecht stellen. Da es an anderen Anhaltspunkten und Kampfobjekten — wie z. B. Städten, Dörfern gebracht, marschierten wir dahin, wo die Rinderherden weideten. Um diese, und um die Wasserstelle, an der das Vieh getränkt werden mußte, kämpften die Hereros bis zum Äußersten. Damit erreichten wir den Zweck, sie zum Kampfe zu zwingen. Durch diese Taktik ist es gelungen, den Hereros so schwere Schläge beizubringen, daß man ihren Widerstand nunmehr als völlig gebrochen bezeichnen und den Hererofeldzug als beendet ansehen kann.



Abb. 2. Herero-Gefangene mit ihren Habseligkeiten.

„Ich will . . . lediglich vom menschlichen Standpunkt aus urteilend sagen, daß im Kriege leider stets die ganze Nation in Mitleidenschaft gezogen wird“ . . . (Seite 45.)

Was uns die Hereros so unsympathisch macht, ist der Umstand, daß sie eine ganz andere Denkweise haben als wir. Der Weg ihrer Logik ist nicht der unsere. Sieht ein Eingeborener und ein Weißer denselben Vorgang, so ziehen sie verschiedene Schlüsse. Wie wollen wir uns mit Menschen verständigen, in deren Sprachschatz sich nicht einmal Worte befinden für Begriffe wie: „Dankbarkeit“, „Ergebenheit“, „Vaterlandsliebe“, „Anhänglichkeit“, „Treue“?

Den Herero lenkt nur eines: die Gewalt, die brutale Gewalt. Wer diese nicht gebraucht, ist nach seiner Ansicht ein Schwächling. Schwäche ist für den Herero gleichbedeutend mit Dummheit, und demgemäß auszunutzen. Leider hatten wir früher veräußt, den Eingeborenen unsere Kraft genügend zu zeigen. So hatten sich wirre

Anschauungen über die Machtmittel Deutschlands bei ihnen festgesetzt; sie glaubten, daß die 800 Mann Schutztruppe, die da unten in Südwestafrika vor Ausbruch des Feldzuges standen, alles an Militär sei, was das Deutsche Reich entbehren könne. Als dann bei Beginn des Feldzuges die ersten Verstärkungen eintrafen, waren sie etwas überrascht; da aber die neuen Leute zufällig etwas kleiner waren, als die alte Schutztruppe, sagten die Hereros: „Der deutsche Kaiser hat keine großen Soldaten mehr, nun schickt er schon die kleinen, die letzten, die er hat.“ Der Eingeborene glaubt eben nur das, was er sieht. Auf Versicherungen und Beteuerungen läßt er sich nicht ein. Wollen wir daher eine Kolonialpolitik führen, die uns zu Herren in unserer Kolonie macht, so müssen wir zu allererst dafür sorgen, daß hinter der befehlenden Behörde auch die Machtmittel stehen, um den Anordnungen Nachdruck zu verleihen. Wie sich jetzt gezeigt hat, wird das Sparen in dieser Beziehung recht teuer. Der Krieg kostet uns zwischen 300 und 400 Millionen. Mit dem 50. Teil konnten wir eine Schutztruppe halten, die den Eingeborenen die Lust nahm, gegen uns einen Aufstand zu wagen. Freilich, wäre der Gouverneur vor dem Aufstand mit einem derartigen Antrag herantreteten, würde er damit durchgedrungen sein? Ich glaube nicht.

Wir haben als junge Kolonialmacht eben noch unsere Erfahrungen zu sammeln. Es ist müßig Geschehenes nachträglich zu bedauern, einzelne Menschen statt des ganzen Systems anzuklagen, und es erscheint mir zweckmäßiger alles daran zu setzen wenigstens für die Zukunft die erhaltenen Lehren zu verwerten.\*) (Abb. 3.)

Die Hottentotten stehen geistig höher. Sie haben auch schon mehr von der Kultur angenommen. Es ist ein Volksstamm von mongolischem, gelbem Typus mit Schlißaugen, vorstehenden Backenknochen,

\*) Der Reichstag hat am 26. Mai 1906 die Bahn Rubub-Keetmanshoop erst abgelehnt, und dann am 13. Dezember 1906 in der Budgetkommission genehmigt. Am Nachmittag desselben Tages wurde die zur Beendigung des Krieges als notwendig bezeichnete Truppenmenge verweigert.

953



Abb. 3. Verhungerte Zugochsen auf dem „Baiweg“.

Ein Beitrag zur Frage, ob die Eisenbahn Lüderixbucht—Kubub—Keetmanshoop notwendig ist.

... . . und es erscheint mir zweckmäßiger alles daran zu setzen wenigstens für die Zukunft die erhaltenen Lehren zu verwerten.“ (S. 9.)

Gesichtern von abstoßender Häßlichkeit, unscheinbare kleine Leute, boshaft und tückisch.

Man fragt sich, wie dieser scheinbar asiatische Stamm überhaupt nach Südwestafrika kommt. Es gibt dafür sehr verschiedene Lesarten, auf die ich hier nicht einzugehen brauche. Die Hottentotten sind nun einmal da. Kulturell weiß man absolut nichts mit ihnen anzufangen; denn sie besitzen ebenso wie die Hereros keinerlei Kunstfertigkeit, sie produzieren nichts, sie halten sich nur gerade so viel Rinder, als sie zum notwendigsten eigenen Lebensbedarf brauchen. Für Begriffe von Sittlichkeit oder höhere Ideale sind sie völlig unempfänglich.

In Friedenszeiten kann es uns gleichgültig sein, ob sich in einem

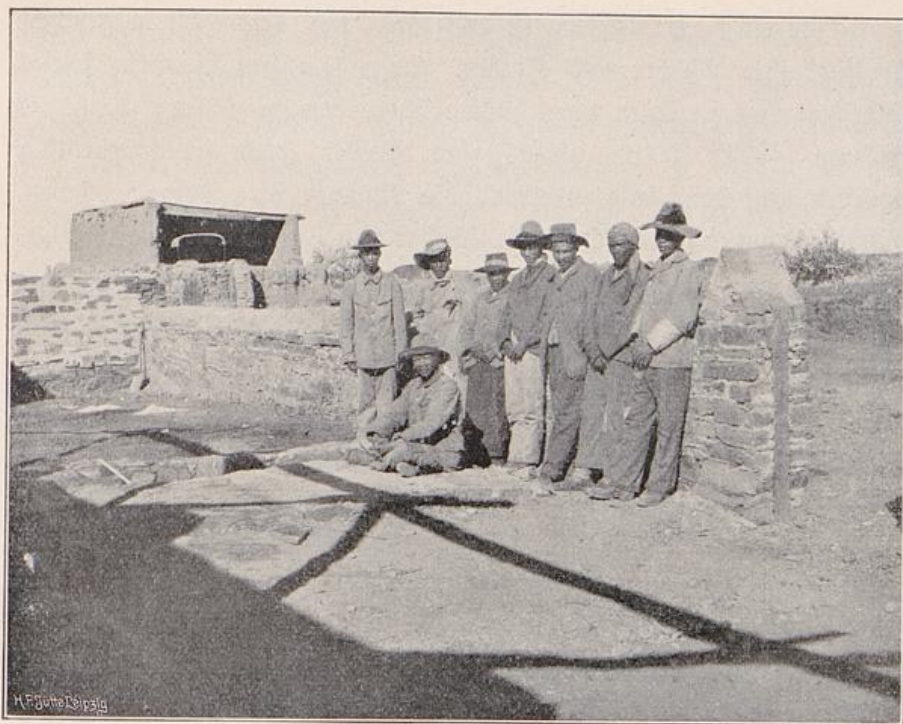


Abb. 4. Hottentottentypen.

„ . . . ein Volksstamm von mongolischem, gelbem Typus mit Schlitzaugen, vorstehenden Backenmochen, Gesichtern von abstoßender Häßlichkeit, unscheinbare kleine Leute . . .“ (S. 9.)

so riesigen Gebiet, wie dem südwestafrikanischen, ein paar Tausend Hottentotten heruntreiben oder nicht. Wegen ihrer absoluten Unbrauchbarkeit für die Kulturarbeit brauchen wir sie also nicht auszurotten, das besorgt schon die Natur selbst. Unser Herrgott hat ja das Naturgesetz aufgestellt, daß nur das Starke in der Welt ein Recht auf Fortbestand hat, und daß zu Gunsten des Starken das Schwache und Zwecklose untergehen muß. Dieser Vorgang spielt sich fortgesetzt in den mannigfachsten Formen ab, und wie zum Beispiel die Indianer Amerikas untergehen, weil sie für die Fortentwicklung der Welt zu höherer Kulturbildung zwecklos sind, so wird auch der Tag kommen, an dem die Hottentotten verschwinden, nicht zum Schaden für die Menschheit, denn sie sind schließlich nur geborene Räuber und Diebe, weiter nichts.

Ihr einziges Besitztum ist das Vieh, und demnächst in gewisser Hinsicht ihre Weiber und Kinder. Besondere Familienliebe scheint indessen nicht zu ihren vornehmsten Tugenden zu zählen; denn des öfteren schickten sie uns einfach ihre Weiber, wenn sie ihnen lästig wurden, auf den Hals, während die Männer im „Drlog“ blieben. Wir hatten nun pflichtgemäß die Weiber und Kinder von unseren Vorräten zu erhalten, wozu wären wir denn sonst ein christliches und zivilisiertes Volk? Unterdessen schossen die Hottentottenmänner auf uns, so gut sie konnten.

Gegenwärtig geht über ganz Afrika eine Bewegung von gewaltigem Umfang und großer Kraft. Die Eingeborenen sind sich bewußt geworden, daß sie mit dem Kleinkalibrigem Gewehr bei ihrer großen Zahl und der angeborenen Gewandtheit, mit der sie sich in dem ihnen vertrauten und bekannten Gelände bewegen, den Weißen im Kampfe gleichwertig, wenn nicht überlegen sind. Unterstützt wurde diese Ansicht durch die Erfolge der Abessinier über die Italiener, wobei sich zeigte, was schwarze Krieger unter guter Leitung gegen weiße Soldaten auszurichten vermögen. Wie alle großen Rassenbewegungen, marschirt auch diese unter dem Zeichen eines religiösen Gedankens, was sie besonders gefährlich und beachtenswert erscheinen läßt. Die äthiopische Kirche hat sich der Frage bemächtigt, Prediger und Abgesandte der Neger in Amerika halten die Bewegung in Fluß, unter Verbreitung des Schlagwortes: „Afrika den Afrikanern“, oder noch klarer ausgedrückt: „Der schwarze Erdteil den Schwarzen.“

Die Bewegung geht also darauf hinaus, sämtliche Europäer aus Afrika hinauszuerwerfen, und ein großes afrikanisches Reich unter der Hegemonie Ethiopiens zu gründen. Der Gedanke mag phantastisch erscheinen, aber wir haben doch die Erscheinung klar vor Augen, daß allenthalben in Afrika und zu allererst in unseren Kolonien Aufstände ausbrechen. Wir Deutschen sind die ersten, an denen die Schwarzen ihre Kraft erproben. Wenn wir daher in dem Kampfe Sieger bleiben, so haben wir nicht nur für uns gesiegt, sondern für die ganze zivilisierte

Welt, und vor allem für die Nationen, welche Kolonien in Afrika besitzen. Es liegt daher im eigensten Interesse dieser anderen Mächte, uns in diesem Rassenkampfe nach Kräften zu unterstützen.

Es ist keine Frage, daß die gegenwärtigen Aufstände nur den Anfang bilden zu ganz gewaltigen weiteren Aufstandsbewegungen. Daher ist es vielleicht noch als ein Glück anzusehen, daß es gerade bei uns angefangen, und so bald begonnen hat. Noch weisen Führung und Bewaffnung bei den Eingeborenen erhebliche Mängel auf, aber mit jedem weiteren Jahre wachsen ihre Aussichten, sie lernen rasch zu, der Abstand verkleinert sich immer mehr.

Was die Bewaffnung betrifft, so ist wohl allgemein die Erkenntnis endlich durchgedrungen, daß die Eingeborenen da unten nicht mit Bogen, Pfeil und Speer oder altherwürdigen Vorderladern kämpfen, sondern mit Hinterladern der neuesten Systeme, zum Teil mit unserem guten Gewehr 88 und 98, und dazu gehörenden Mantelgeschossen, bei denen sie gerne die Spitzen abfeilen, um die Wunden schwerer zu gestalten. Der Gewehr- und Patronenschmuggel wird sich nie unterdrücken lassen, solange es Menschen gibt, denen Geld mehr ist, als Rasseninstinkt und Ehrgefühl. Die Gewissenlosigkeit ist international, und es wäre daher falsch, irgend eine Nation des Waffenschmuggels zu beschuldigen. Es waren einzelne Persönlichkeiten, die dieses verächtliche Geschäft betrieben, darunter leider auch — „Deutsche“.

Wenn ich sagte, daß die Eingeborenen jetzt noch nicht so gut geführt wurden, wie es in künftiger Zeit bei Aufständen der Fall sein dürfte, so möchte ich das näher erläutern.

Bei den Hereros sehen wir z u e r s t eine vortreffliche Organisation; der Ausbruch des Aufstandes mit dem Mordanschlag ist, wenn auch in seinem inneren Wesen grausam und niederträchtig, so doch sehr geschickt inszeniert. Dann aber begegnen wir im weiteren Verlaufe des Feldzuges einer oft unbegreiflichen Planlosigkeit. An einer Leitung scheint es zeitweise völlig gefehlt zu haben. Weder der alte Säuser Samuel Maharero, noch seine Unterführer ahnten offenbar, daß es noch eine andere Kriegsführung gibt, als daß man irgendwo im Busch sitzt,

bis der Feind herankommt, um sich dann so lange mit ihm herumzuschießen, bis Weiber, Kinder und Vieh in Sicherheit sind.

Gleich nach Beginn des Aufstandes sehen wir die Hereros untätig bei Otahandya versammelt, sie lassen die Zeit, in der sie uns vorübergehend überlegen sind, unbenützt verstreichen. Sie warten in Ruhe, bis wir unsere Verstärkungen herangezogen, und unsere Angriffskolonnen formiert haben. Sie machen keinen Versuch Windhut zu nehmen, sie versäumen sogar die Bahn zu zerstören, was ihnen doch im Anfang nicht gar so schwer gefallen wäre. Große Herero-Trupps zogen über die Bahn, ohne gegen diese etwas Ernsthaftes zu unternehmen; einige Telegraphenstangen warfen sie manchmal um, das war alles. Samuel soll gesagt haben: „Es nützt ja doch nichts, wenn wir den Deutschen die Bahn zerstören, sie sind wie die Termiten, sie machen sie doch

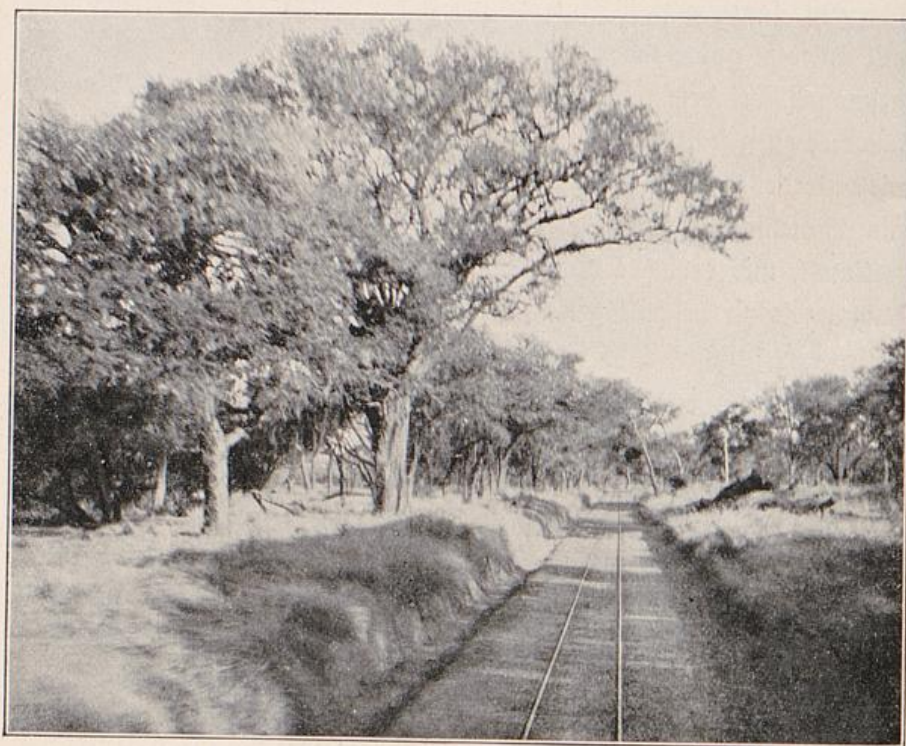


Abb. 5. An der Bahn Swakopmund-Windhuk.

„ . . . sie versäumen sogar die Bahn zu zerstören, was ihnen doch im Anfang nicht gar so schwer gefallen wäre.“ (S. 14.)

gleich wieder ganz.“ Dann am Waterberg sehen wir die Hereros in stumpfer, apathischer Beschaulichkeit bei ihren Milchkühen sitzen, obwohl von allen Seiten das Ungewitter sich zusammenzieht. Schließlich, als dann unsere Gewehre sie in die Flucht schlugen, rannten sie in das wasserarme Sandfeld blindlings hinein, in Verderben und Tod.

Die Kriegsführung der Hottentotten ist schon eine bedeutend bessere. Das kleine Volk machte uns viel zu schaffen, schädigte uns durch geschickt angelegte Überfälle aus dem Hinterhalt, und führte den in ihrem Falle zweckmäßigen Guerillakrieg mit außerordentlicher Gewandtheit.

Aber etwas Unbegreifliches taten auch die Witbois: Sie standen in dem Augenblick auf, als wir den Feldzug gegen die Hereros als beendet ansehen konnten. Eine für uns günstigere Zeit hätten sie gar nicht wählen können.

Im Anfang zeigte Hendrik Witboi noch sehr viel offensiven Geist, später aber quälten sich seine Leute von Wasserstelle zu Wasserstelle, verfolgt und gejagt von unseren Truppen.

Nur ein Mann machte bis zuletzt eine Ausnahme — Jakob Morenga. (Abb. 18.) Er ist zweifellos ein hervorragender Mensch. So denke ich mir den afrikanischen Führer der Zukunft, wenn einmal in kommenden Jahrzehnten die gewaltige Eingeborenenbewegung losbricht. Dann werden wir von Kolonien aus, welche durch die jetzigen Kriege endgültig gesichert sind, mit Ruhe zusehen können, wie unter viel schlechteren Bedingungen andere Nationen mit ihren Aufständen fertig werden.

Es wäre nicht schön, wollte man vom Feinde, vor dem man gestanden, nur Schlechtes sagen. Ich möchte daher selbst, nachdem ich vom Charakter unserer Gegner leider nichts Gutes berichten konnte und einige Unbegreiflichkeiten ihrer allgemeinen Kriegsführung darlegen mußte, ausdrücklich hervorheben:

Die Hereros haben sich als sehr tapfere Krieger gezeigt. Im Buschkampf waren sie sehr gewandt, sie haben mit Todesverachtung angegriffen, manchmal in der Verteidigung hartnädig ausgeharrt, bis

ihnen das blanke Bajonett in den Rippen saß. Sie haben unbedingten Gehorsam ihren Häuptlingen gegenüber bewiesen, obwohl die Oberführer zum guten Teil nicht mit ins Gefecht gingen, sondern ihre Untergebenen allein in den Tod schickten. Sie hielten musterhafte Gefechts-Disziplin, vor allem haben sie mit den Patronen sehr sparsam gewirtschaftet, und nur geschossen, wenn sich ihnen ein bestimmtes Ziel bot. Sie besitzen ein vorzügliches Auge, und eine Fertigkeit, sich in dem schwierigen Buschgelände zu bewegen, die wir ihnen nicht nachmachen können.

Die Sottentotten sind geborene Soldaten, hervorragende Reiter und Schützen, vortrefflich wissen sie jede Deckung auszunutzen, Umgehungen auszuführen, den Rückzug rechtzeitig und ungesehen einzuleiten, die Verfolger aufzuhalten, und zu beschäftigen. Sie sind Meister in der Anwendung von Hinterhalten und jeder Kriegsklist.



Abb. 6. Typhuslazarett in Djosondu.

„ . . . außerdem starben 26 Offiziere und 698 Mann an Krankheiten, darunter 507 an Typhus.“  
(Seite 17.)

Wahrlich genug hohe militärische Eigenschaften, und uns Soldaten von der deutschen Schutztruppe erfüllt es mit Genugtuung, daß wir solche Gegner gehabt, und mit ihnen fertig geworden sind.

Schwere Opfer hat es allerdings gekostet. Bis jetzt sind 73 Offiziere, 663 Mann gefallen, 86 Offiziere, 754 Mann wurden verwundet, außerdem starben 26 Offiziere und 698 Mann an Krankheiten, darunter 507 an Typhus. 2300 Tote und Verwundete! — Bedarf es eines besseren Beweises für die Hartnäckigkeit des Kampfes?

Zunächst möchte ich nun in kurzen Zügen einen allgemeinen Überblick des Krieges geben, um dann aus dem großen Rahmen eine einzelne Episode herauszugreifen, ein Gefecht, das ich mitgemacht.

Nachdem der Aufstand losgebrochen und die meisten Ansiedler ermordet waren, versuchten die Hereros sich in Otahandya festzusetzen, doch wagten sie nicht, die aus dünnen Backsteinen gebaute Feste energisch zu stürmen, nicht aus Mangel an Mut, sondern weil ein solches Verfahren nicht ihren Anschauungen über Kriegführung entspricht. Sie sagen sich: 50 Mann kostet es mindestens, um die Feste zu nehmen, in der sich auch nur 50 Mann befinden, die wir dann niedermachen können, das ist kein Sieg. Eingeborenen-Logik!

Unsere Truppen waren zur Zeit des Ausbruchs der Feindseligkeiten nach dem Süden gegen die Bondelzwarts gezogen. Die zweite Feldkompagnie, die gleichfalls dorthin unterwegs war, machte auf die Nachricht der Ereignisse im Norden, in der Gegend von Gibeon kehrt, und ihr tüchtiger Führer, Hauptmann Franke, entsetzte in raschem Siegeslauf und nach schweren Gefechten die Orte Windhuk, Otahandya und Omaruru. Die Masse der Hereros zog sich nunmehr nördlich der Bahn zusammen, und ließ uns eine Zeitlang völlig in Ruhe. Gegen sie marschierte die Kolonne Glase n a p p östlich herumgreifend, und die Abteilung E s t o r f f von Westen her. Ferner rückte Hauptmann P u d e r gegen die noch südlich der

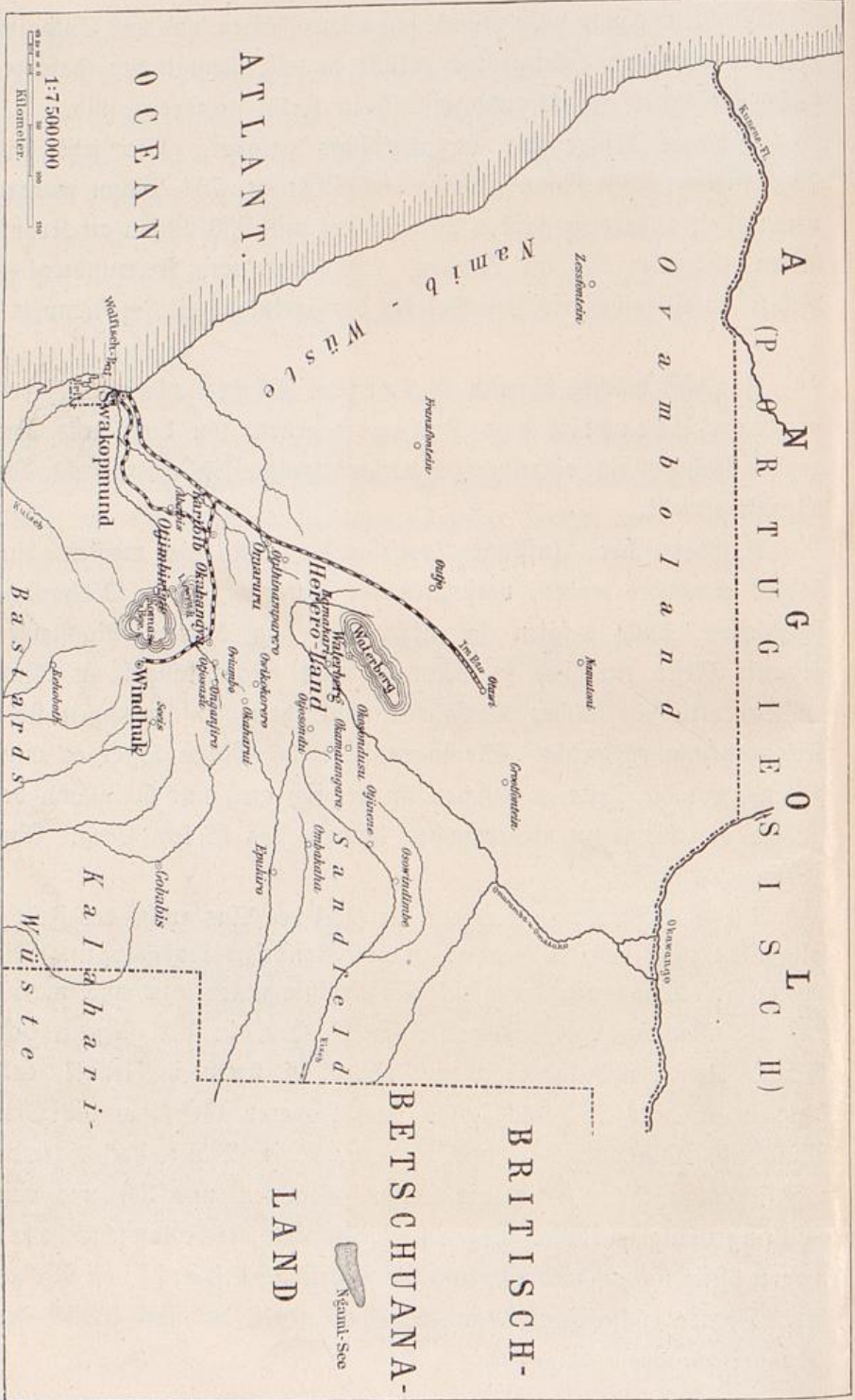


Abb. 7. Nördlicher Teil der Kolonie.

Bild  
rauch  
war, d  
über der  
läßt  
hände  
Eiese  
straßen  
Eiese  
händen  
Berüh  
überflüß  
Matt, de  
zwischen  
hände a  
feuch  
equeme  
Bist  
gewohnl  
ib, dent  
chtzig v  
eiten k  
Eine  
mch we  
u jünf  
vertes  
ie Eese  
Tausend  
rauch  
derme  
u nun  
aß sie  
was  
du hast  
Un

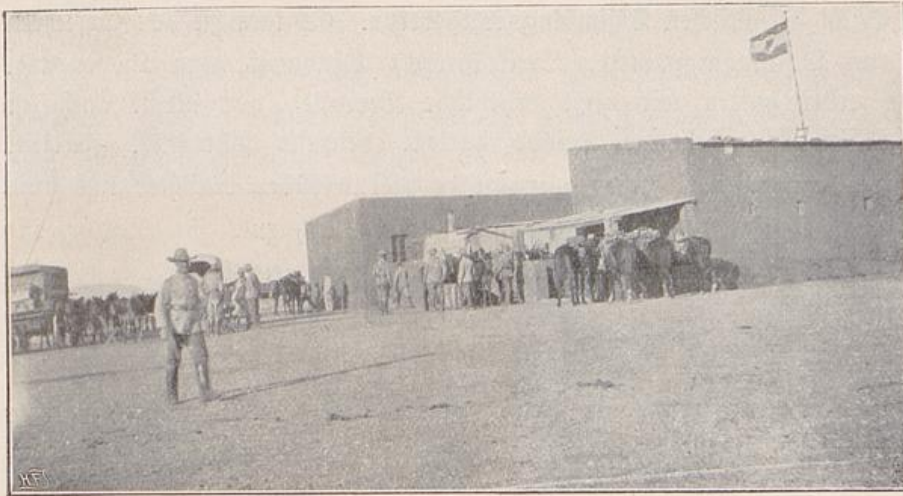


Abb. 8. Station Seeis, in die sich bei Beginn des Herero-Aufstandes eine Anzahl von Farmern mit ihren Familien retten konnten.

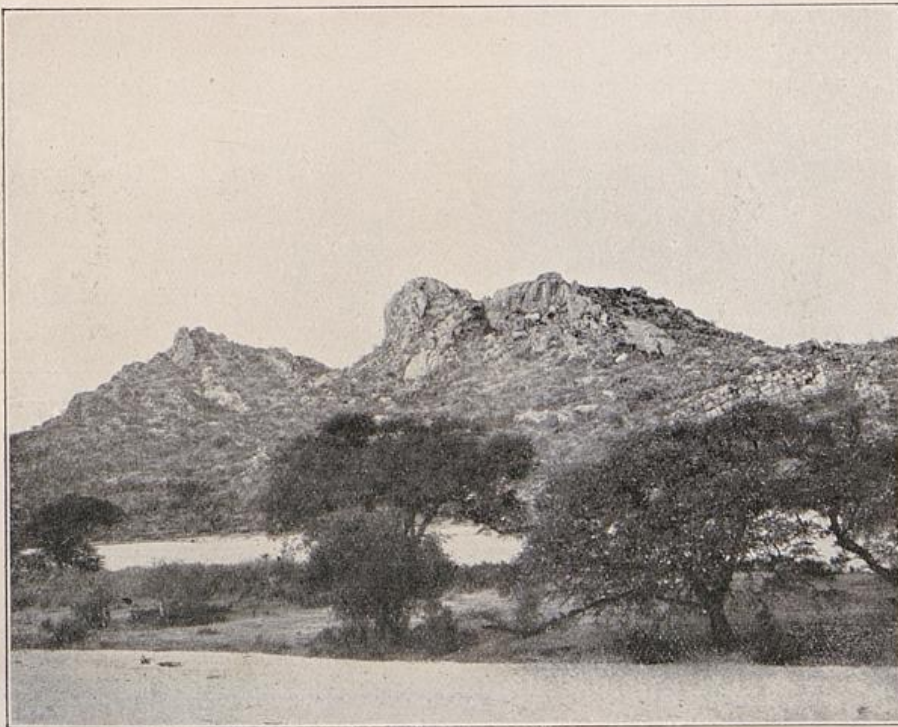


Abb. 9. Der Kaiser Wilhelm-Berg bei Otahandya, erstürmt von der Kompagnie Franke.

2\*

Bahn befindlichen Djimbinguer Hereros. Es kam zu den Gefechten von Djihinamaparero, Dwikotorero, Okaharui, am Lievenberg. Hierbei hatten wir recht erhebliche Verluste, vor allem auch an Offizieren, aber die Feinde hatten ebenfalls sehr stark gelitten. Die Gefangenen haben mir später viel darüber berichtet und vor allem erzählt von den Leichenhügeln bei Okaharui. Es entstand infolgedessen eine sehr gereizte Stimmung im Hererolager, die Häuptlinge beschuldeten sich gegenseitig den Krieg angezettelt zu haben, und es kam zu außerordentlich erregten Szenen.



1 7 2 4 5 6 8

Abb. 10. Die Abteilung des Majors von Estorff (1) rückt nach dem siegreichen Gefecht von Djihinamaparero in Okahandya ein. Hauptmann Franké (2) führt die 2. Feld-Kompagnie dem Obersten Dürr vor.

[(3) Oberstabsarzt Dr. Meßke, (4) Hauptmann v. Bosse, (5) Postdirektor Thorun, (6) Hauptmann Puder, (7) Leutnant von Buttlar, Adjutant, (8) Hauptmann Fromm.]

Die Abteilung Glasenapp litt schwer an Typhus, so daß sie als kämpfende Truppe ausscheiden mußte. Sie wurde interniert, da sie für uns andere eine Gefahr gewesen wäre.

Major von Estorff und Hauptmann Puder kehrten nach ihren siegreichen Zügen nach Okahandya zurück. Hier wurde nunmehr eine Hauptabteilung gebildet (etwa 900 Mann), welche Anfang April unter Oberst Leutwein vorrückte. Es kam zum Gefecht bei Dnganjira (9. April 04), einem der schönsten und glänzendsten im ganzen Feldzuge. Dieses Gefecht werde ich nachher beschreiben.

Von Dnganjira marschierten wir nordwärts weiter vor, und stießen am 13. April bei Dviumbo abermals auf den Feind. Während aber bei Dnganjira das Gelände noch einigermaßen günstig war, denn wir fanden hin und wieder freies Feld und Ziel für Infanterie und Artillerie, erwarteten uns die Hereros bei Dviumbo im dichtesten Dornbusch.

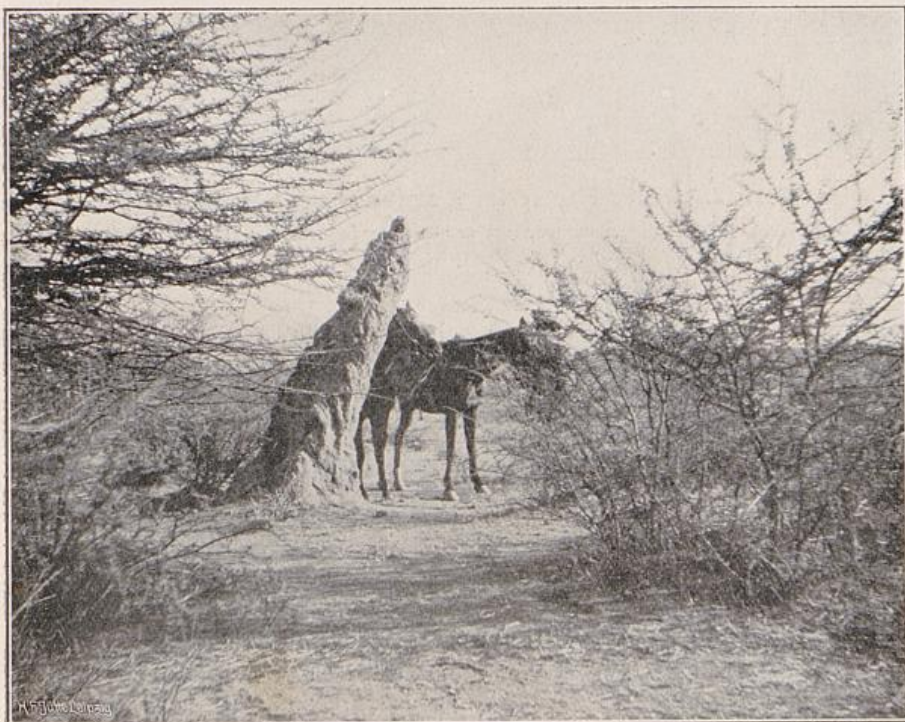


Abb. 11.

Termitenhäufen und Dornbüsche auf dem Gefechtsfeld von Dviumbo.

Vom afrikanischen Dornbusch macht man sich bei uns vielfach noch falsche Vorstellungen. Der einzelne Dorn ist ungefähr so lang

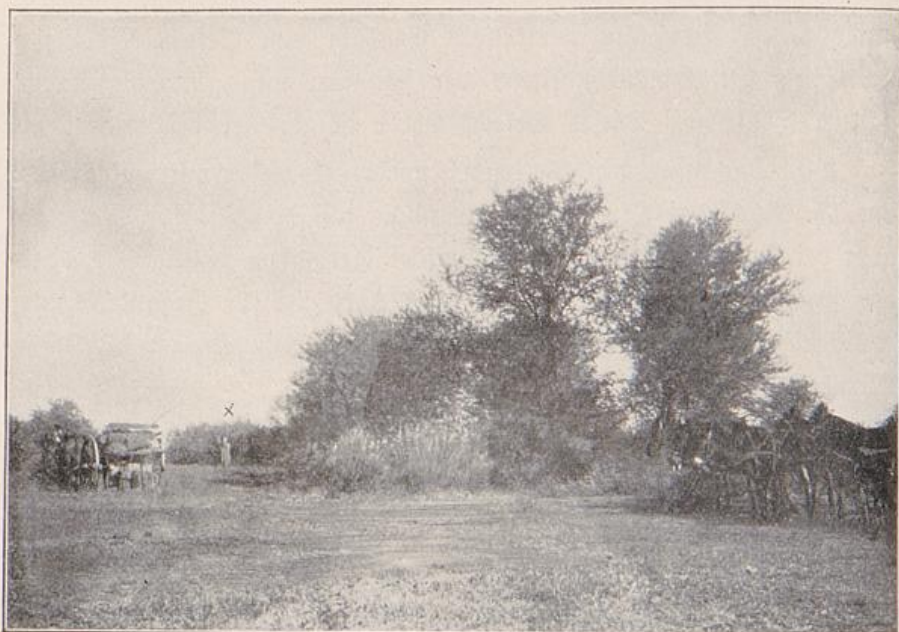


Abb. 12. Freie Stelle im Dornbusch von Ovumbo.  
Während des Gefechts aufgenommen, kurz nachdem im-Busch X der tapfere Hauptmann  
v. Bagenski fiel.

wie ein Finger, spitz wie eine Nadel. Es gibt Arten, welche hakenförmig gekrümmt sind; gerät man da hinein, so läßt man entweder ein Stück Tuch oder einen Fetzen Haut zurück. Der Busch ist etwa so hoch wie ein Reiter zu Pferd, die Äste so dicht mit Dornen besät, daß man nirgends zufassen kann, um sich Platz zu schaffen. Die untersten Zweige reichen fast bis dicht an den Boden, so daß nur der Eingeborene es versteht, wie eine Schlange darunter durchzukriechen. Die Büsche stehen vielfach so dicht, daß man sich nicht dazwischen durchwinden kann. Wir erhielten damals aus der Heimat manch gut gemeinten Ratschlag, was gegen diesen Dornbusch zu machen wäre; viele schrieben, man solle ihn doch „einfach“ abbrennen, — er brennt aber nicht! Selbst wenn in der trockenen Zeit kilometerbreit die Steppen-

brände daher brausen, gehen sie unter den Dornbüschen weg, ohne sie zu zerstören. Die untersten Äste werden angefangt und verkohlt, das ist alles, im übrigen wächst der Busch ruhig weiter. Wäre es anders, so gäbe es eben bei den zahlreichen Steppenbränden keine Dornbüsche mehr.

In solchem Dornbusch erwartete uns also der Feind und griff unsere Kolonne von drei Seiten an. Wir merkten sehr bald, daß wir mit 850 Mann gegen den an Zahl so stark überlegenen Gegner sehr wohl Raum gewinnen konnten, „siegen“ im europäischen Sinne, denn wenn wir vorgingen, wich der Feind. Damit war uns aber nicht gedient. Wir mußten ihn vernichten. Dies Wort „Vernichten“ ist indessen im militärischen Sinne zu verstehen. Der Soldat meint damit nicht etwa, daß alles niedergemacht werden soll, sondern nur, daß die Widerstandskraft des Feindes derartig gebrochen werden muß, daß er sich nicht mehr zu neuem Kampfe aufraffen kann. Vernichten konnten wir aber den Feind in solchem Gelände mit so geringen Kräften nicht. Wir blieben daher zunächst in der Nähe von Ovumbo stehen, und zogen erst weitere Verstärkungen heran.

Den Hereros hatte das Gefecht durchaus nicht gefallen. Sie machten Kehrt, und liefen 180 Kilometer weit bis zum Waterberg. Dann sahen sie sich um und merkten, daß wir nicht hinterher kamen; so etwas beruhigt die Nerven, vor allem bei Eingeborenen, die gewohnt sind höchstens 24 Stunden im voraus zu denken. Sie glaubten, der Krieg sei nun zu Ende; — der Gedanke, daß wir nicht dulden konnten, daß eine aufrührerische Nation, die unsere wehrlosen Farmer ermordet, in unserer Kolonie ungestraft ihr Wesen trieb, scheint den Hereros nicht gekommen zu sein.

Es wurden neue Truppen herangezogen, um den nächsten Angriff mit Aussicht auf vollen Erfolg ansehen zu können. Major von Estorff marschierte unterdessen von Okahandya nordöstlich vor (Mai 1904), und schnitt den Hereros den Fluchtweg nach der englischen Grenze ab, denn wir wollten sie unbedingt schlagen, und nicht etwa

ungestraft und ungerufen über die englische Grenze entweichen lassen, möchte es auch immerhin Opfer kosten.

Exzellenz von Trotha und sein Generalstabschef, Oberstleutnant von Beaulieu trafen zu dieser Zeit im Schutzgebiete ein, und unsere Truppen wurden rings um den beim Waterberg befindlichen Gegner so aufgestellt, daß wir ihn konzentrisch angreifen konnten.

Es ist damals in der Heimat viel von einem „großen Schlage“ gesprochen worden, von einer „Einkesselung“, einem „zweiten Sedan“. Das Rätsel, wie man 60 000 Hereros, worunter 6000 Krieger, im dichten Dornbusch auf einer Linie von 60—80 Kilometer mit knapp 2000 Mann so einschließt, daß keiner entkommt, hat noch kein Mensch gelöst! Unsere kleinen Abteilungen standen beim Angriff etwa 20—30

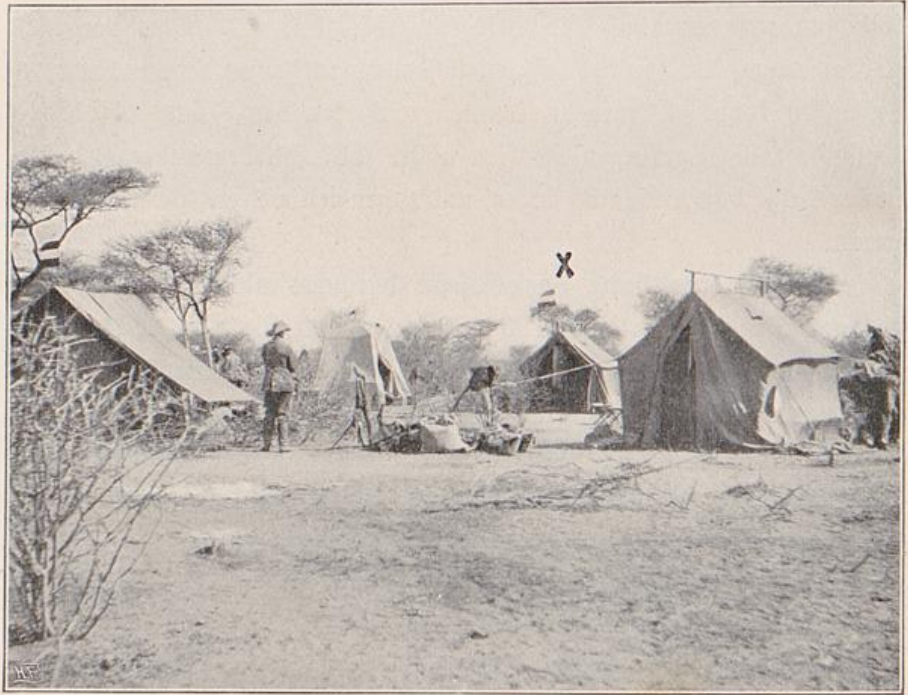


Abb. 13. Zelte des Hauptquartiers auf dem Kampffeld von Hamatari. 4 Tage nach dem Gefecht. (X Zelt des Chefs des Stabes Oberstleutnant von Beaulieu.)

Befehle müssen aufgesetzt werden, die Heimat verlangt Meldungen, die Jeder erseht daher vorübergehend das „Schwert“.

Kilometer voneinander entfernt, sehen konnte man höchstens auf 150 Meter nach beiden Seiten, eine Dichtung von 100 Meter galt schon als „Artillerieschußfeld“. (Abb. 13.) Man muß sich also unsere Operation beim Waterberg nicht denken wie eine sich zuziehende Schlinge, die den Feind erdrosselt, — man stelle sich eher vor, daß es aussah, als ob Bohrer sich langsam von verschiedenen Seiten in einen Stamm einpressen. So drangen in schmaler Front, weit voneinander, unsere Angriffskolonnen in die Massen des Feindes ein. Die Vorstellung, daß die Hereros durchgebrochen seien, weil einer Abteilung der Angriff mißlang, beruht auf falscher Auffassung. Die Kolonnen mochten noch so schön siegen, einige hundert Meter weit von ihnen konnten dennoch die Eingeborenen ungesehen und unbehelligt im Busch vorbeiziehen. Das konnten wir nicht verhindern, und lag daher auch nicht in unserem Plan.

Am Morgen des 11. August 1904 begann der konzentrische Angriff. Bis zum Abend, 12 Stunden lang, wurde gekämpft. Die Hereros verteidigten sich mit großer Entschlossenheit, mit verzweifelmtem Mut. Sie wußten, an diesem Tage entschied sich, wer die künftigen Herren im Lande sein würden.

Vielleicht empfindet mancher ein gewisses Mitgefühl mit einem Volk, das so tapfer das Land seiner Väter verteidigt. Leider muß ich diesen idealen Gedanken stören, den Vätern der Hereros hat das Land gar nicht gehört, sie haben es den Bergdamaras mit Gewalt abgenommen.

Am Abend des 11. August fluteten die Hereros als hilf- und hoffnungslose Masse ostwärts in das Sandfeld. Wir folgten ihnen unter den größten Strapazen und Entbehrungen, unsere Truppen litten Hunger und Durst; aber so gelang es schließlich, den Hereros für ihre Schandtaten die empfindlichste Strafe aufzuerlegen, die es für sie gibt, den Verlust ihres gesamten Viehstandes. Ihr Widerstand wurde durch die energische Verfolgung so gebrochen, daß sie nicht einmal mehr die Kraft fanden, Guerillakrieg zu führen.

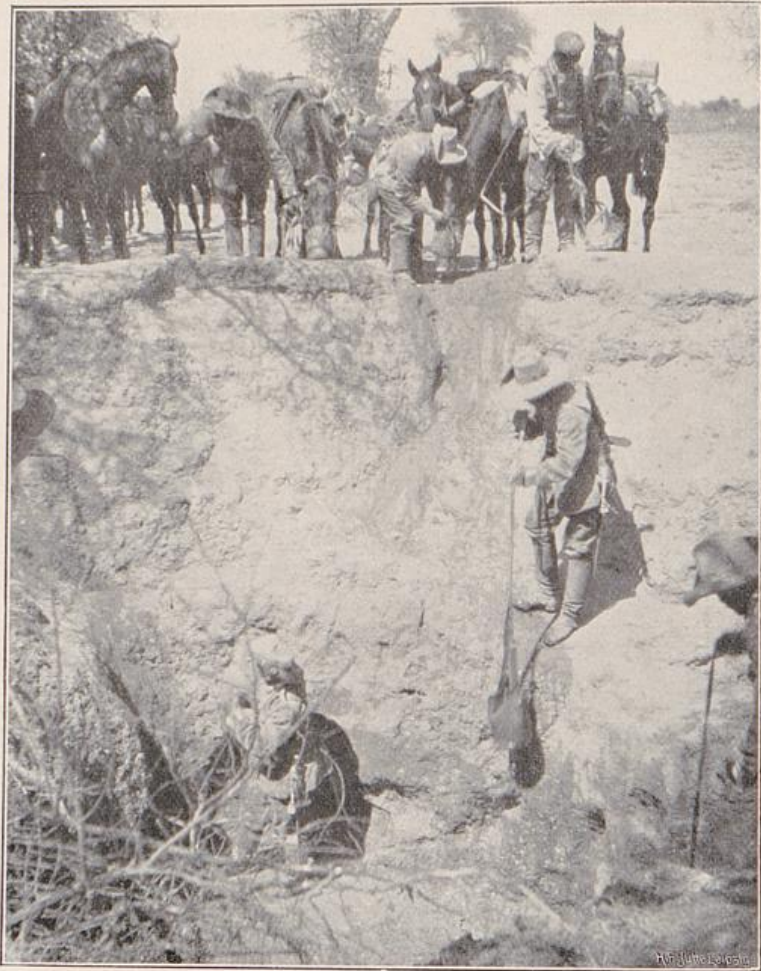


Abb. 14. Ein afrikanisches Kampf-Objekt.

Die Wasserstelle Hamalari, um welche die Abteilung Mühlfels am 11. 8. 04 zwölf Stunden lang kämpfen mußte. Ausgenommen am Tage nach dem Gefecht, bei der Verfolgung.

General von Trotha konnte im Oktober 1904 mit dem Bewußtsein nach Windhuk zurückkehren, daß der Hererokrieg beendet sei. Für die Schlußarbeit, die Festnehmung der kleinen, flüchtigen Bänden genügten geringere Kräfte. Ein Teil unserer siegreichen Truppen konnte nach dem Süden gezogen werden.

In diesem Augenblick brach der Aufstand der Witbois aus. Weshalb erst jetzt, und warum so zögernd, wird wohl nie ganz er-

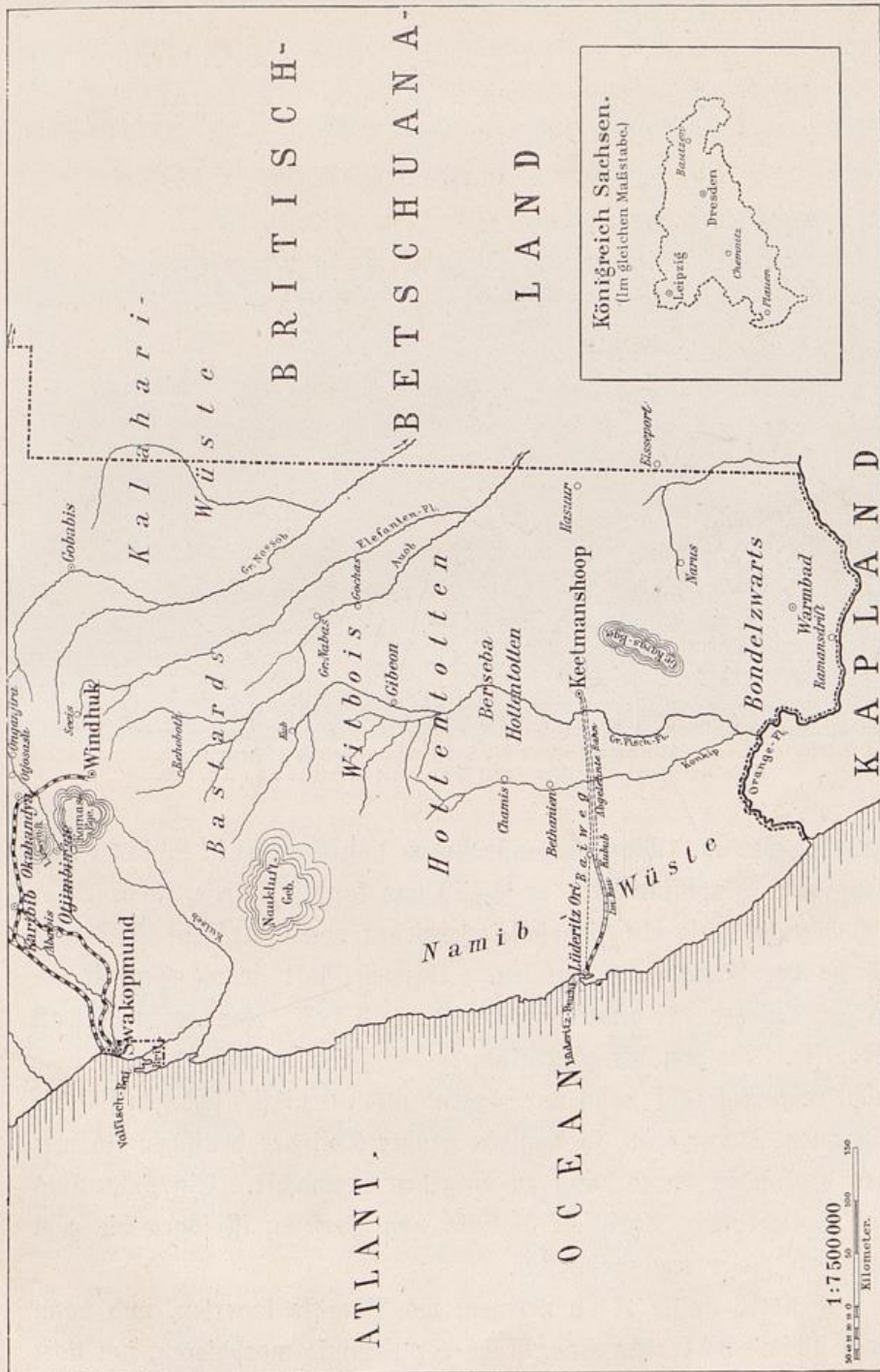


Abb. 15. Südlicher Teil der Kolonie.

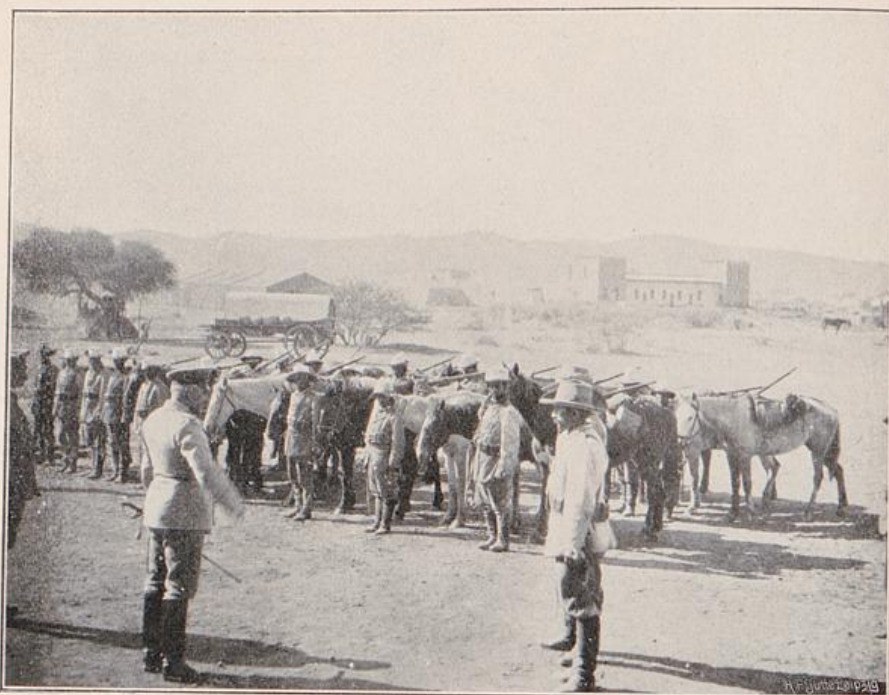


Abb. 16. Ein seltenes Bild:

Im Hintergrund die Feste Otahandya, bei welcher der Herero-Feldzug begonnen hat. Vorn die Witbois, unsere Hilfstruppen gegen die Hereros, mit weißen Tüchern um den Hut, ihrem Feld-Abzeichen. Vor ihrer Front Generalleutnant von Trotha.

gründet werden. Man muß annehmen, daß Hendrik Witboi an religiösem Wahnsinn litt; er schrieb uns konfuse Briefe, in denen er sich bezeichnet als ein Prophet, ausersehen von Gott, sein Volk vom Joch der Fremden zu erlösen. Unzweifelhaft genoß Hendrik ein hohes Ansehen bei allen Hottentotten und hatte eine große Gewalt über sie. An sein Prophetentum haben sie aber wahrscheinlich doch nicht recht geglaubt, denn nur zögernd und allmählich schlossen sich die einzelnen Stämme an, so daß ein großer Teil der deutschen Farmer der drohenden Ermordung zu entgehen vermochte. Ein Häuptling der Hottentotten, Christian Goliath von Berseba, ist sogar bis zum heutigen Tage treu geblieben.

Hendrik wollte Kub nehmen, wo Vorräte lagerten, und dann nach Windhuk, der Hauptstadt der Kolonie marschieren, um dort

dem Deutschen Reiche den Frieden zu diktieren. Wiederum eine grobe Unterschätzung unserer Macht, die für uns etwas Komisches hat, wenn man bedenkt, daß Hendrik etwa im ganzen über 1500 Krieger verfügen konnte. Er war seiner Sache so sicher, daß er sich sogar zwölf leere Wagen mitbrachte, um den in Kub liegenden Proviant gleich aufladen zu können.



1 2 3 4 5 6 7 8

Abb. 17. Das Hauptquartier hält auf dem Marsche nach dem Süden.  
1 Major von Redern, Chef des Stabes. 2 Oberkriegsgerichtsrat Dr. Volken. 3 Stabsarzt Dunzelt.  
4 Der Verfasser. 5 Hauptmann v. Boffe. 6 Oberleutnant v. Trotha. 7 Stabsveterinär Ralette.  
8 Intendant Nachtigall.

Der Angriff auf Kub war ein sehr energischer. Der Ort hat nur ein halbes Duzend Häuser, die Verschanzung war noch nicht fertig. Aber ein tüchtiger Führer, Oberleutnant Ritter, und kriegserfahrene Soldaten, die alte Kompagnie Franke, waren die Verteidiger, welche zäh standhielten gegen die mit großer Übermacht in langer Schützenlinie beiderseits überflügelnd angreifenden Hottentotten. Während des Gefechts erschien in nördlicher Richtung eine Staubwolke am Horizont. Sie kam näher und näher, und aus ihr entwickelten sich deutsche Soldaten, die unter Führung des Obersten von Deimling heran-

eilten. Der Feind wurde nun seinerseits in der rechten Flanke gefaßt und geworfen.

Auch von ihren Sammelplätzen Marienthal und Rietmont vertrieb Oberst von Deimling die Hottentotten.

Noch einmal ermannen sich diese zu einer gewaltigen Kraftanstrengung im Auobtal bei Groß-Nabas, doch scheiterte ihr Angriff an der unerschütterlichen Ruhe der Kolonne Meister. Bei Hunger und Durst, bei bitterer Kälte des Nachts und glühendem Sonnenbrand am Tage lagen unsere Leute 50 Stunden dem Feinde gegenüber, und dann fanden die zum Tode ermatteten Krieger noch die Kraft einen Bajonettangriff zu machen und die Wasserstelle zu stürmen. Gleichzeitig fiel Oberst von Deimling den Hottentotten in den Rücken und zwang sie zur Flucht in die Wüste. Dann wandte er sich gegen Morenga, der von den Karasbergen aus unsere Truppen beunruhigte. Es gelang nach gewaltigen Anstrengungen auch diesen zu schlagen und die Karasberge zu nehmen.

Es folgte noch eine lange Reihe von Gefechten, auf die näher einzugehen ich mir versagen muß, nur den schließlichen Erfolg möchte ich hervorheben: Hendrik Witboi gilt für tot, sein Bruder, sein Sohn und der größte Teil des Witboistammes haben sich ergeben. Cornelius, der sich lange und hartnäckig gewehrt, ist schließlich durch Hauptmann Volkmann nach energischer Verfolgung gezwungen worden, sich zu stellen. Am aller schwierigsten gestaltete sich die Bekämpfung Morengas. Dieser Bandenführer vereinigt außerordentliche Verschlagenheit mit energischem Willen und persönlichem Mut. Dabei hat er — etwas Auffälliges bei einem Eingeborenen Südwesafrikas — Beweise eines edlen Charakters gegeben. Alles in allem, eine außergewöhnliche Persönlichkeit, der auch wir als Feinde unsere Achtung nicht versagen können.

Am 7. Mai 1906 traf die Nachricht ein, daß Morenga, der durch Hauptmann Beck geschlagen war, von englischer Polizei gefangen wurde. Durch fortgesetzte Verfolgung der Hottentotten durch die deutschen Kolonnen sind diese allmählich in die Defensive gedrängt worden. Sie versuchen im Kleinkrieg, durch Viebstehlen und Abschießen einzelner Leute den Widerstand fortzusetzen.



X  
Abb. 18. Morenga (X) mit seinen Unter-Häuptlingen.

(Nach einer englischen Photographie.)

„Dieser Bandenführer vereinigt außerordentliche Verschlagenheit mit energischem Willen und persönlichem Mut. Dabei hat er . . . Beweise eines edlen Charakters gegeben. Alles in allem eine außergewöhnliche Persönlichkeit . . .“ (S. 30.)

Und nun möchte ich als Augenzeuge ein Gefecht beschreiben, um Ihnen ein Bild afrikanischer Kampfweise zu geben.

Ich bitte, mir in Gedanken auf das Gefechtsfeld von Onganjira zu folgen. Es ist der 9. April 1904. Unsere Truppen (5 Kompagnien, 3 Batterien, 1 Maschinengewehrabteilung, sowie die Hilfskorps der Witbois und Bastards), stehen sechs Uhr vormittags auf ihren Sammelplätzen und an ihren Lagerfeuern von Otjofasu bereit.

Der eigentliche „Krieg“ ist damit zu Ende, aber von einer völligen Niederwerfung des Aufstandes und der Wiederkehr friedlicher Verhältnisse im südlichsten Teil des Schutzgebiets kann erst die Rede sein, wenn auch diese Räuberbanden durch unsere Truppen unschädlich gemacht worden sind.

Im Hereroland ist der Farmbetrieb wieder aufgenommen und zwar in größerem Umfang als je vorher. Auch im mittleren Teil des Schutzgebiets herrscht Ruhe. Mit der wachsenden Sicherheit kehrt das Vertrauen zurück und mit unverminderter Energie, trotz der schweren Schicksalsschläge, sind Farmer und Ansiedler bestrebt die zerstörten Wohnstätten wieder aufzurichten und sich eine neue Existenz zu gründen. Die Otavi-Bahn ist zu Ende geführt, überhaupt mehren sich die Versuche die Bodenschätze zu heben, überall herrscht reger Eifer die Kolonie zu entwickeln und nutzbringend zu machen. Bei so festem Willen vieler zum gleichen Ziel können die Erfolge nicht ausbleiben.

Oktober 1906.

Der Verfasser.

Der Vormarsch in östlicher Richtung wird angetreten. Vor uns liegt ein weites Tal, dicht bestanden mit Dornbüschen und besonders hoch und üppig wachsendem Gras. Begrenzt wird das Tal auf beiden Seiten durch steil aufstrebende Felsgruppen von phantastischen Formen. Im Hintergrunde, bläulich schimmernd am Horizont, liegt mitten im Tal ein kleiner Hügel mit einem vereinzelt Baum.

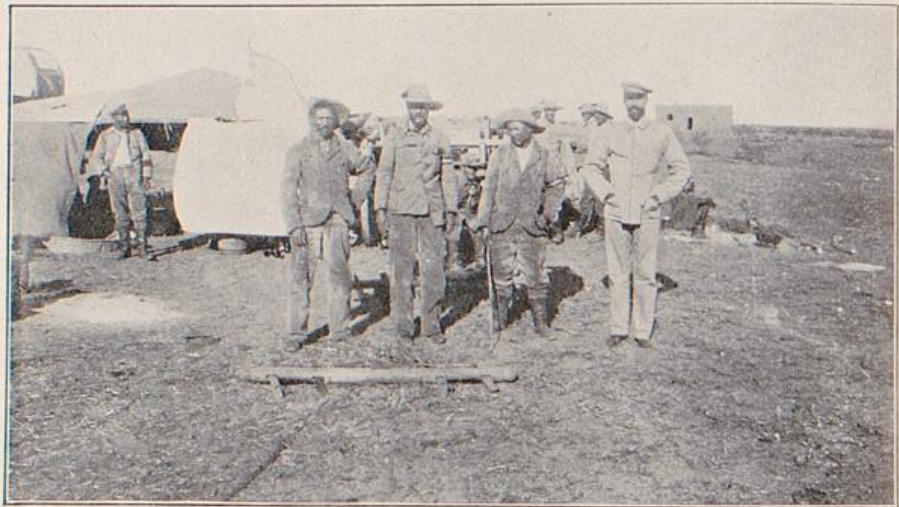


Abb 19. Hauptmann Böttlin mit den Kapitänen des Bastard-Hilfskorps.  
In der Mitte der „Kriegsminister“ Campbell.

Dort ungefähr, das wissen wir, stehen die Hereros mit etwa 3000 Gewehren, vieler Munition und zahlreichen Kirriträgern.

Der Kirri ist eine Keule, etwa 1 Meter lang, aus eisenhartem Holz; ein leichter Schlag damit genügt, um einen Schädel zu zertrümmern.

Unsere Feinde haben sich stark verschanzt. Aus Dornbüschen haben sie 4—5 Meter hohe, undurchdringliche Verhaue errichtet, dahinter Schützengräben, Schützenlöcher und Steinschanzen mit großer Geschicklichkeit angelegt. Gegen dieses Bollwerk soll unsere, etwa 850 Mann starke Truppe anrennen.

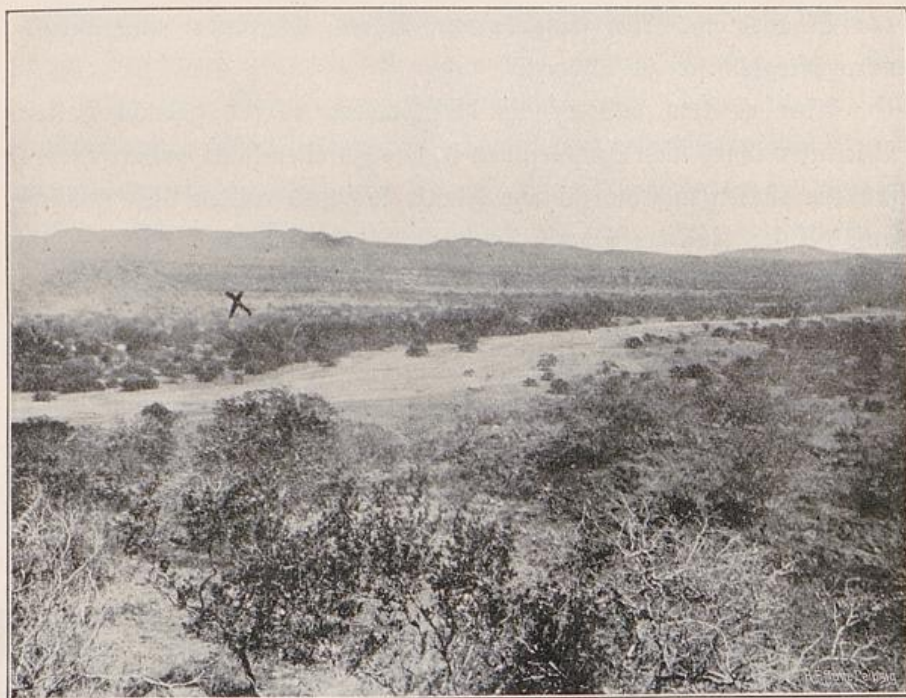


Abb. 20. Das Gefechtsfeld von Onganjira.

Von der erstürmten Höhe aus aufgenommen am Tage nach dem Gefecht (10. 4. 04). In den Büschen im Vordergrund stand der Feind. Bei X spielte sich der Hauptkampf ab. Hier fielen Leutnant v. Erffa und Oberleutnant v. Etorff.

Der Schlachtplan der Hereros war sehr gut ausgedacht. Sie hatten sich in Hufeisenform aufgestellt: Auf beiden Seiten, an den Rändern des Tals entlang, standen die alten Orlogleute; auf der geschlossenen Seite des Hufeisens, als Querlinie im Tal bei den Verschanzungen waren die jungen Krieger aufgestellt. In diese Falle sollten wir hineinmarschieren und zunächst frontal gegen die junge Mannschaft stoßen. Wenn wir dann mit diesen ins Gefecht verwickelt, und aufmarschiert waren, sollten Tausende von alten Krieger plötzlich von beiden Seiten vorstürmend uns durch ihre Übermacht erdrücken. Gelang ihnen dies, so kam keiner von uns lebend zurück, denn die Hereros schonen keinen Deutschen. Sie verstümmeln und töten die gefangenen Soldaten und schlagen den Verwundeten

den Schädel ein. Nur Eingeborene, Buren, Engländer und Missionäre pflegten sie zu schonen.

Aber es kam anders, als die Hereros es sich gedacht hatten. Wir taten ihnen nicht den Gefallen in das Hufeisen hineinzumarschieren, sondern rückten auf die südliche Flanke los und rollten diese zunächst auf. Unser Führer, Oberst Leutwein, hatte geäußert, es sei schade um jeden deutschen Soldaten, der im Kampfe gegen dieses schwarze Gesindel falle. Er ließ deshalb erst reichlich die Artillerie vorbereitend wirken.

Ich möchte an dieser Stelle etwas abschweifen, um ein Bild der Stimmung zu geben, die vor dem Gefecht bei uns herrschte. Wir wußten, daß wir einen stark überlegenen Gegner anzugreifen hatten, und daß es einen harten Kampf und viel Blut kosten würde, aber,



Abb. 21. Hottentotten und Bastards, die von den Hereros längere Zeit gefangen gehalten und dann frei gelassen wurden.

„Nur Eingeborene, Buren, Engländer und Missionäre pflegten sie zu schonen“ . . . (S. 34.)

ich kann es zu meiner Freude berichten, die Stimmung unserer Truppen beim Vormarsch war einfach prachtvoll. Jeder Einzelne schien von der felsenfesten Überzeugung durchdrungen, wir würden heute einen vollkommenen Sieg erkämpfen. Die Leute unterhielten sich lebhaft miteinander und waren guter Dinge. Manch' Scherzwort fiel, und sie schienen sich zum Beispiel köstlich über ein paar groteske Figuren zu amüsieren, die in weite Regenmäntel gehüllt von der Kirche von Otsosaju den Vormarsch beobachteten. Anfänglich rieselte ein leichter Regen auf uns hernieder, aber bald brach die Sonne siegreich durch. Mich erinnerte die Art des Vormarsches lebhaft an den Beginn eines Manövertages. Doch will ich gerne einräumen, daß jeden, der in ein Gefecht marschiert, gewisse Gefühle beschleichen, die sich nicht bannen lassen. So abgeschlossen mit der Welt, so gleichgültig gegen das Leben ist niemand, daß er gedankenlos und stumpf dem Tode entgegen ginge. Jedem schlägt der Puls in solchen Stunden etwas schneller, und wer dies leugnet, dem schlägt er gewöhnlich am schnellsten. Meines Erachtens bestehen Mut und Tapferkeit nicht etwa in der gänzlichen Gleichgültigkeit gegen den Tod, sondern in der Kraft die niederen Gefühle und Instinkte zu unterdrücken. Wer unsere Truppen da draußen im Kampfe gesehen hat, der weiß, daß diese Kraft ihnen in hohem Maße zu eigen ist.

Die linke Flanke der Hereros war bald ohne große Schwierigkeiten aufgerollt, und nun galt es die Hauptaufgabe zu erledigen: die Schanzen in die Mitte zu nehmen und die Hereros aus ihrer wochenlang sorgfältig vorbereiteten Stellung zu werfen. Diese waren inne geworden, daß es wieder einmal anders gekommen, als sie gedacht. Mit dem Erdrücken von den beiden Flanken war es nun nichts mehr. Daher wollten sie uns wenigstens an der Erstürmung ihrer Hauptstellung hindern. Mit den noch nicht im Gefecht gewesenen alten Orlogleuten griffen sie nun heftig unsere linke Flanke an. Und wie griffen sie an! Das war keine wilde, wüste Horde, sondern eine wohlgeleitete, gut disziplinierte Truppe, die nach sorgfältig vorbereitetem, einheitlich und sicher durchgeführtem Plan gegen uns vor-

geführt wurde. Dabei suchten sie uns fortgesetzt zu überflügeln, wogegen wir nicht viel machen konnten; denn es ist ein Rechenexempel, daß sich 3—4000 Eingeborene im Dornbusch weiter ausdehnen können, als die paar hundert Mann, die wir auf unserem linken Flügel hatten. Nach deutschem Muster hatten die Hereros ihre Orlogleute in Kompagnien und Züge eingeteilt, jedem Truppenteil Führer gegeben, und die Fechtweise tüchtig vorgeübt. Ganz vortrefflich bewegten sich die langen Schützenlinien der Hereros vorwärts. Wie die Panther geduckt, von Busch zu Busch springend, jede Deckung, jeden Baum, Strauch, Termitenhausen ausnützend, kamen sie näher und näher bis auf 50 Meter etwa. Dann erfolgte mit kühner Entschlossenheit der letzte Sturm. Voraus einige Hereros mit gezogenem Degen in deutscher Offiziersuniform. — Und mit „Hurra“ griffen sie an!

Es war ein spannender Gefechtsmoment. In das Säusen der Infanteriegeschosse und das eigentümlich pfeifende Klängen der Querschläger, die entstehen, wenn Geschosse an den dürren Ästen der Bäume und Büsche abprallen, mischte sich der Donner der Geschütze zumeist im Doppelschlag; denn der Feind war so dicht herangekommen, daß die Granaten und Schrapnells dicht vor der Rohrmündung zur Explosion gebracht wurden. Dazu das nervenzerrüttende trommelartige Geräusch der Maschinengewehre, das Geschrei der Wilden, tausendfach widerhallend in Busch, Wald und Felschluchten. — Es war eine Kriegsmusik, die jedem, der sie gehört hat, zeitlebens in den Ohren nachklingen wird.

Bis auf 20—30 Schritte vor unseren Gewehrmündungen wurde der Angriff herangezogen, dann aber brach er zusammen vor der unerschütterlichen Ruhe und dem gutgezielten Feuer unserer Truppen. Drei-, viermal wiederholte sich der Ansturm, aber immer wieder mußten sich die Hereros unter schweren Verlusten zurückziehen.

Auch an die Artillerie kam der Feind dicht heran. Oberst Leutwein, der sich dort befand, kam selbst ins Feuer, blieb aber ruhig aufrecht stehen. Einzelne gut versteckte Schützen belästigten die Artillerie von der Flanke aus in sehr unangenehmer Weise. — Nicht

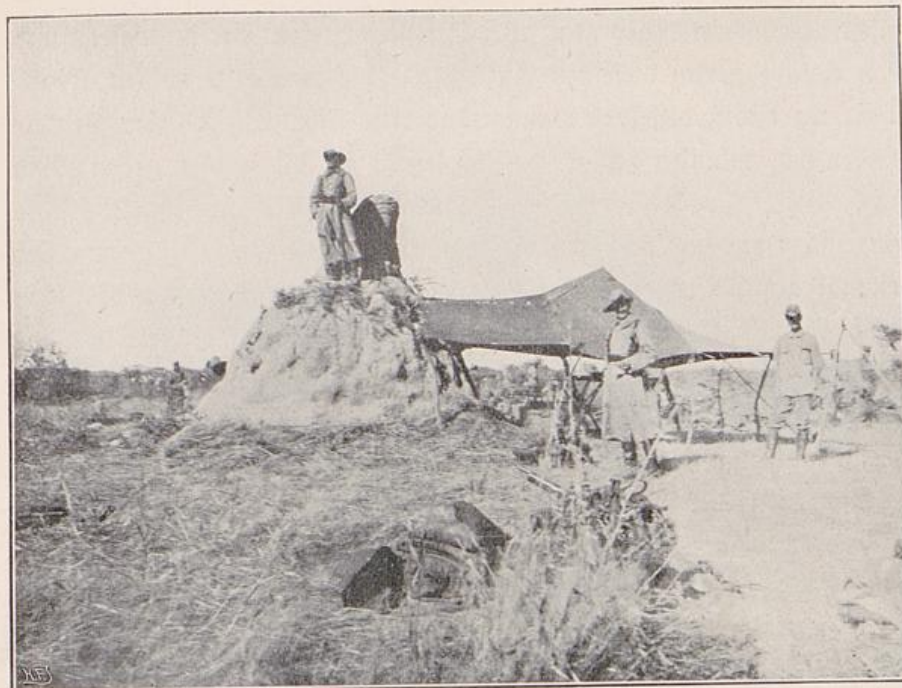


Abb. 22. Posten auf einem Termitenhaufen im Lager von Okamatangara.  
Angelehnt das „Stabszelt“ des Majors von Estorff.  
Im Vordergrund der Verfasser. Rechts Leutnant Muther.

... Wir Offiziere trugen im Gefecht und am Feinde genau dieselbe Uniform wie die Reiter,  
... dieselben blauumränderten Schutztruppenhüte. . . . keine Säbel . . . einen Patronen-  
gurt . . . " (S. 38.)

weit vom Stabe stand ein braver Reiter und beobachtete, um mit dem Karabiner der Artillerie die feindliche Schützenlinie vom Halse zu halten. Plötzlich fiel er hintenüber, ohne einen Laut von sich zu geben. Ein Schuß war ihm quer durch die Brust gedrungen und hatte ihn auf der Stelle getötet.

Beim stundenlang währenden Buschkampf fielen auch einige Offiziere, Leutnant von Erffa und mein Freund Oberleutnant von Estorff. Es ist überhaupt bemerkenswert wie vorzüglich Hereros und später auch Hottentotten es verstanden, sich die Offiziere aus der Truppe herauszuholen. Wenn wir glänzende Uniformen, besondere Abzeichen, Achselstücke oder gar Feldbinden getragen hätten, so wäre das weiter

nicht verwunderlich gewesen. Wir Offiziere trugen aber im Gefecht und am Feinde genau dieselben Anzüge wie die Reiter, denselben Khaki- oder Kordstoff, dieselben blauumranderten Schutztruppenhüte. Letztere haben sich, nebenbei gesagt, trefflich bewährt. Sie schützen gegen Wind und Wetter, gegen Sonnenbrand und Regen, sie tragen sich leicht und angenehm und sind nachts ausgezeichnet als Kopfkissen zu benutzen. Wer einmal auf Felsen geschlafen hat, weiß das zu schätzen. Wir trugen auch keine Säbel — meinen Säbel habe ich beim Betreten des Landes an der Küste gegen Quittung abgegeben, ihn erst wiedergeholt, als ich anderthalb Jahr später das Land verließ, ohne Quittung freilich, die lag irgendwo draußen im Sandfeld. Der Offizier trug ebenso wie jeder Reiter ein Gewehr und einen Patronengurt mit 120 Patronen. (Abb. 22.) Viele von uns hatten auch das Mannschaftsseitengewehr angelegt, um aufpflanzen zu können, wenn es zum Handgemenge kam. Nichts unterschied uns von den Mannschaften. Wenn ein paarmal hintereinander der bekannte Befehl ausgegeben worden war: „Wegen Wassermangels ist es verboten sich zu waschen“, so sahen wir nach einigen Wochen Biwak auf der „Pad“ alle miteinander aus, als hätten wir uns in Staub und Sand gewälzt. Gesicht, Hände, Anzug, Stiefel und — „weiße“ Wäsche, alles nahm einen feldmäßig gleichen Grundton an. In der eigenen Truppe kannte man sich oft nicht aus, es kam zu köstlichen Verwechslungen, indessen nie zu Reibungen, wir hatten alle zuviel Verständnis für die Komik solcher Situationen.

Trotz dieser äußerlichen Gleichheit vermochten unsere Gegner dennoch die Offiziere herauszuerkennen. Bei dem außerordentlich scharfen Auge der Eingeborenen genügte irgend eine Bewegung — etwa ein Wink mit dem Arme, um den Flügel der Schützenlinie zurück zu biegen, das Aufspringen, um die Schützen vorzureißen, Beobachten mit dem Glase und dergleichen mehr. Mir ist ein Fall bekannt, in welchem ein Offizier, von seinem Vorgesetzten gerufen, instinktiv die Hand grüßend an die Kopfbedeckung legte. Im nächsten Augenblick konzentrierte der Feind sein Feuer auf ihn, und er erhielt seinen Todes-

schuß. Beim Gesagten ist freilich zu berücksichtigen, daß wir, besonders gegen Hereros, meist auf Entfernungen zwischen 30 und 300 Schritt stundenlang zu kämpfen hatten.



Abb. 23. Generalleutnant von Trotha vor seinem Zelt im Lager bei Kub.

An dieser Stelle möchte ich auf eine Frage eingehen, die oft an mich gestellt wird, nämlich, ob ich auf Grund meiner afrikanischen Erfahrungen als ein Gegner des Drills und der straffen militärischen Erziehung unserer Friedensausbildung aus Afrika heimgekehrt sei. Es wird vielleicht manchem paradox klingen, wenn ich sage: „Nein, im Gegenteil“, — und das klingt noch erstaunlicher, wenn man weiß wie wenig wir in Südwest auf alles Parademäßige, auf äußere Formen usw. Wert legen konnten. Wir Offiziere haben ja doch drüben in Afrika mit unseren Mannschaften am selben Feuer gegessen, mit ihnen aus demselben Kochtopf unsern Reis gegessen, mit ihnen alle Strapazen und Entbehrungen, Hunger und Durst geteilt, im Lagerleben die gleichen Arbeiten verrichtet, wie sie. Unser Pferd trug schließlich nicht mehr als das der Mannschaften, Handpferde waren selten zu finden. Hatten die Mannschaften also nichts mehr, stand

es bei uns Offizieren ganz ebenso. Jeder von uns hat Wasser geholt, Holz gesucht, Kräle gebaut, Pferde getränkt, ja auch auf Posten haben wir Offiziere stehen müssen. Einer Nacht muß ich dabei gedenken. Es war noch vor dem Gefecht am Waterberg. Das Hauptquartier war auf dem Marsche ohne besondere Bedeckung. Wir hielten in dichtem Busch. Die Möglichkeit eines Überfalls lag nahe und es mußten, da es an Mannschaften fehlte, wie schon so häufig, die Offiziere mit auf Posten ziehen. Ich hatte die Nummer von 2—3 Uhr nachts. Dann ging ich, um meine Ablösung zu wecken. Der Betreffende lag in ein paar Decken eingehüllt unter einem Baum. Ich weckte ihn, wie man das eben so macht, und sagte: „Exzellenz, es ist Zeit zum Posten stehen.“ Darauf stand Generalleutnant von Trotha, der, wie wir alle vollständig bekleidet und mit der Waffe dicht neben sich dagelegen hatte, vom Boden auf, nahm das Gewehr unter den Arm, und übernahm das Postenstehen im östlichen Teil des Lagers. Eine Stunde später kam der Chef des Stabes, Oberstleutnant von Beaulieu an die Reihe, dann Major Quade, der erste Generalstabsoffizier, und inzwischen war es Zeit geworden, die Pferde zu satteln, und weiter zu marschieren.

Nicht einen einzelnen besonderen Fall, eine Anekdote habe ich erzählt, sondern etwas Typisches. Der Offizier wurde während der Dauer des Krieges als „Gewehr“ gerechnet und, mußte im Feld überall mit zufassen. Wir haben es gerne getan, da wir sahen, es war nötig, und ich glaube, wer von Südwest zurückkommt, wird mit Freuden von dem herzlich-kameradschaftlichen Verhältnis sprechen, das unter dem Einfluß des Feldlebens bei unserer Truppe zwischen Reiter und Vorgesetzten entstand. Die Grenze zwischen Offizier und Mann verwischt sich unter solchen Umständen leicht, aber dann gerade empfindet man doppelt den Wert einer innerlich gefestigten Disziplin, die auch da standhält, wo die äußeren Formen sich abschwächen.

Unter solchen Verhältnissen wird nur tief gewurzelter Gehorsam sich bewähren, und ich kann mit wirklicher Freude feststellen, daß die



3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Das Hauptquartier in Südwestafrika mit den leitenden militärischen Behörden und der Stabswache.

1 Generalst. v. Trotha, 2 Major v. Redern, Chef des Stabes, 3 Hptm. v. Lettow, erster Adjutant, 4 Lt. v. Gökler, Ordnungsoffizier, 5 Lt. Müdforth, Führer der Signal-Abt., 6 Generaloberarzt Dr. Schiann, 7 Hptm. Schar, Generalstabs-Offizier, 8 Hptm. Beyer, Generalstabs-Offizier, 9 Oberkriegsgerichtsrat Dr. Volken, 10 Stabsveterinär Kafette, 11 Hptm. v. Böttz, zweiter Adjutant, (12 Oberst v. Trotha, Kommandant des S.-L.)

Bibliothek  
der  
Lesehalle in Bremen

Art, wie wir den deutschen Soldaten im Frieden erziehen, sich vor dem Feinde in Afrika ausgezeichnet bewährt hat. Deshalb möchte ich von unserer Friedensausbildung nichts missen, was geeignet ist, unserer Armee ihr kostbarstes Gut, die Disziplin zu erhalten.

Man wird mich schon richtig verstehen — mit der äußeren Disziplin allein ist es natürlich nicht gemacht. Das wissen wir alle; es ist der Geist, der eine Truppe erfüllt, mit dem man Schlachten schlägt und siegt; aber auch mit dem besten kriegerischen Geist wird man nichts ausrichten können, wenn der Gehorsam versagt, und damit die Möglichkeit aufhört, die Truppe nach einheitlichem Willen zu lenken.

Selbstverständlich muß man vorsichtig sein in der Übertragung der Lehren eines Krieges in Afrika auf die Ausbildung und Truppenführung in einem europäischen Kriege, wo sich Millionenheere in tagelangen Riesenschlachten zu messen haben.

Wir machten zum Beispiel draußen die Erfahrung, daß unsere Reiter für afrikanische Verhältnisse noch manches zulernen mußten. Vor allem die Fertigkeit, sich zu orientieren, Spuren zu lesen, sich in Dornbusch und Felsgelände geschickt zu bewegen und zu decken, mußte geübt und vervollkommen werden. Größere Selbständigkeit war notwendig; viel mehr als in der Heimat, war hier jeder auf sich selbst angewiesen.

Besonders auch im Gefecht trat diese Erscheinung hervor. Eine Feuerleitung war oftmals nicht möglich, es mußte dann jedem überlassen werden, sich sein Ziel selbst zu wählen, und, da es fast immer Einzelziele waren, die sich nur auf Sekunden zeigten, galt es genau hinzuhalten, und „durchzureißen“, wie es der Jäger macht bei flüchtigem Wild, nicht aber der Soldat auf dem Scheibenstand nach den Regeln der Schießvorschrift. Die Erziehung zu größerer Selbständigkeit war das Bestreben aller Dienstgrade, und machte sich bezeichnenderweise besonders bei der „alten“ Schutztruppe dadurch bemerkbar, daß möglichst wenig befohlen wurde. Ein Wort des Kompagniechefs, und die Kompagnie hielt, tränkte, stellte Posten,

holte Wasser, Holz, baute Kräle, trieb die Pferde auf die Weide, machte Feuer, bereitete Mahlzeiten und Nachtlager, und all dies ganz von selbst und in größter Ordnung, ohne daß Offiziere und Unteroffiziere nötig hatten, zu kommandieren und Rügen zu erteilen.

Es zeigte sich dabei erfreulicherweise, daß unsere deutschen Reiter sich sehr schnell in die neuen Verhältnisse eingewöhnten, und aus dem afrikanischen Neuling wurde in wenigen Monaten ein „alter Schutztruppeler“, handfest, entschlossen und wettergebräunt. Wieviel aber von dieser afrikanischen, wohlbewährten Erziehungsmethode auf europäische Verhältnisse übertragen werden kann, ist eine andere Frage. Mir scheint aber vor allem die Feststellung wichtig, daß der deutsche Soldat sich in Südwest sehr gelehrt und anpassungsfähig zeigte, und daß der Geist in der Truppe ein vortrefflicher war. Strafen waren eigentlich sehr selten, es herrschte musterhafter Gehorsam. Beispielsweise ist mir während der zwei Monate, die ich im Lager des Majors von Estorff in enger Fühlung mit der Truppe verbrachte, nicht ein einziges Subordinationsvergehen zu Ohren gekommen; andere Offiziere berichteten mir von gleichen Erfahrungen.

Doch nun, nach dieser Abschweifung, zurück zu Onganjira.

Die wiederholten Angriffe der Hereros waren durch das Feuer und die unerschrockene Ruhe unserer Truppen zurückgeschlagen; die Maschinengewehre hatten sich bei diesem Buschkampf vorzüglich bewährt. Wo der Hagel ihrer Geschosse hinschlug, verstummte drüben das Feuer. Die „Tad-Tad“, wie die Hereros klangnachahmend die Maschinengewehre getauft hatten, übten, wie mir Gefangene oft versicherten, einen furchtbaren Eindruck auf sie aus.

Die Angriffskraft der Hereros erlahmte. Nun gingen wir zum Anriff gegen den an Zahl überlegenen Feind vor. Mit dem Bajonett griffen wir ihn an, und auch mit „Hurra“. Der Feind hielt nicht stand. Über den flüchtenden Massen erschienen kleine, weiße Wölkchen — die Schrapnells krepiereten mit großer Genauigkeit. Sowie ein Herero fiel, sprangen zwei andere hinzu, um des Kameraden Leiche

zu bergen, und uns kein sichtbares Zeichen unseres Sieges zurückzulassen. Dennoch haben wir 80 Leichen bei Onganjira gefunden.

Der Abend brach an. Mich hatte der Zufall auf den einzelnen kleinen Hügel geführt, der mitten im Tale stand. Von dort feuerte die Gebirgsartillerie den Massen nach, die sich nordöstlich flüchteten. Weit in der Ferne sah man Staubmassen: es waren die Rinderherden, welche die Hereros schon vor unserem Angriff in Sicherheit gebracht hatten.

Auf dem Gefechtsfelde hielt unsere Truppe. Das Feuer verstummte, nur hin und wieder fiel noch ein Schuß, den unsere Posten auf heranschleichende Späher abgaben. Am Fuße des Hügels brannten einige Pontoks (Negerhütten), die von der Artillerie zufällig in Brand geschossen waren. Unsere Soldaten glaubten nun es sei befohlen worden die verlassenen, wertlosen Hütten in Brand zu stecken, und bald loderten auf eine halbe Meile im Umkreis die Flammen zum Himmel empor und beleuchteten grell die Felsenhänge. Ein Feuerwerk von überwältigender Großartigkeit, ein Wahrzeichen des ersten großen Sieges über die Mordnation der Hereros.

Von der Verfolgung in das Sandfeld möchte ich noch berichten, denn sie gibt uns das beste Beispiel von der Energie unserer Führer und von der innerlichen Kraft unserer Truppe.

Der Fluchtweg der Hereros war gezeichnet durch stehen gelassene Wagen, zurückgebliebene Weiber und Kinder, weggeworfene Kleinigkeiten aller Art.

Wir haben unter dieser Verfolgung selbst schwer zu leiden gehabt. Wo wir hinkamen, war die Weide durch die Rinder und Pferde des flüchtenden Feindes vollständig weggefressen. Unsere Tiere litten entsetzlich durch Hunger und Durst. Hafer konnten wir nicht genug nachbringen, denn wir ließen unseren Verpflegungswagen zu rasch nach vorn davon. Es war ein Jammer, zu sehen, wie unsere treuen Tiere nur langsam im Schritt sich vorwärts bewegten, zitternd stehen blieben, noch ein paarmal hin und her wankten, und dann hinstürzten.

Der ganze Weg war besät von liegengebliebenen, entkräfteten und verendeten Tieren. Der Verwesungsgeruch war entsetzlich; das schlimmste für uns aber war, daß die Hereros überall wo wir hinkamen das wenige Wasser, das noch vorhanden gewesen sein mag,



Abb. 24. Herero-Gefangene werden nach der Küste transportiert.

„Wenn sich aber sogar Stimmen erhoben, die von unnötiger Grausamkeit unserer Schutztruppe gegen Hereros sprachen, und meinten, wir wären zu weit gegangen, und hätten gar die ganze Nation austrotten wollen, so weiße ich auf die 17 000 Gefangenen hin . . .“ (S. 45.)

weggetrunken hatten. Blieb noch etwas in den Wasserlöchern übrig, so war es vergiftet und verpestet durch die Kadaver von Rindern und Schafen, die sich von Durstqualen gepeinigt hineingestürzt hatten. So ist es mir erinnerlich, daß wir aus einem Wasserloch acht krepierende Rinder an den Hörnern herausziehen mußten. Darunter fanden wir eine dünne Schicht Flüssigkeit, und die haben wir dann getrunken, um unseren quälenden Durst zu löschen.

Die Hereros haben auf ihrer Flucht Wasser gegraben, soviel sie

konnten; in Djo windimbe waren über 100 Wasserlöcher von etwa drei Meter Tiefe neu geschaffen. Wir trieben jedoch den Feind weiter in das Sandfeld hinein, mochten auch unsere Pferde erschöpft zusammenbrechen, und wir selbst an Ermattung nieder sinken.

Man hat auch schon die Frage aufgeworfen, ob diese rücksichtslose Verfolgung nötig gewesen sei. Wir hatten die Wahl, ob wir nach dem Gefecht bei Waterberg ruhig stehen bleiben wollten, was bequemer und angenehmer für uns war, dem Feinde aber Gelegenheit gab, sich zu erholen, zu sammeln und zu organisieren. Dann gab es neue Gefechte, neue Kämpfe und Verluste. Für jeden Herero, den wir schonten, fiel dann ein braver, deutscher Reiter. — Oder ob wir durch energisches Jagen des geschlagenen Feindes dem Hererokrieg ein Ende bereiten wollten, wobei wir allerdings unter Entbehrungen schwer leiden mußten.

Wir wählten das letztere. Kriegsführen kostet überdies Geld, viel Geld, jeder Tag, um den wir mit Anspannung aller Kräfte den Feldzug abkürzen konnten, bedeutete eine erhebliche Ersparnis.

Es mag dabei bedauerlich erscheinen, daß auch Weiber und Kinder des Feindes unter dieser Verfolgung litten. Ich will bei dieser Gelegenheit nicht auf die Vergeltung für die Ermordung unserer Farmer hinweisen, sondern, lediglich vom menschlichen Standpunkt aus urteilend, sagen, daß im Kriege leider stets die ganze Nation in Mitleidenschaft gezogen wird. Ich erinnere nur an die Qualen der in einer Festung eingeschlossenen Bevölkerung, oder die Hungersnot, wenn Landstriche aus militärischen Rücksichten verwüstet und gebrandschatzt werden müssen.

Wenn sich aber sogar Stimmen erhoben, die von unnötiger Grausamkeit unserer Schutztruppe gegen Hereros sprachen, und meinten, wir wären zu weit gegangen, und hätten gar die ganze Nation ausrotten wollen, so weise ich auf die 17 000 Gefangenen hin, die wir in unseren Händen haben; denen geht es so gut, daß sie trotz geringer Aufsicht nicht ans Weglaufen denken, und zwar aus einem guten Grunde: soviel Reis, wie jetzt in der Gefangenschaft,

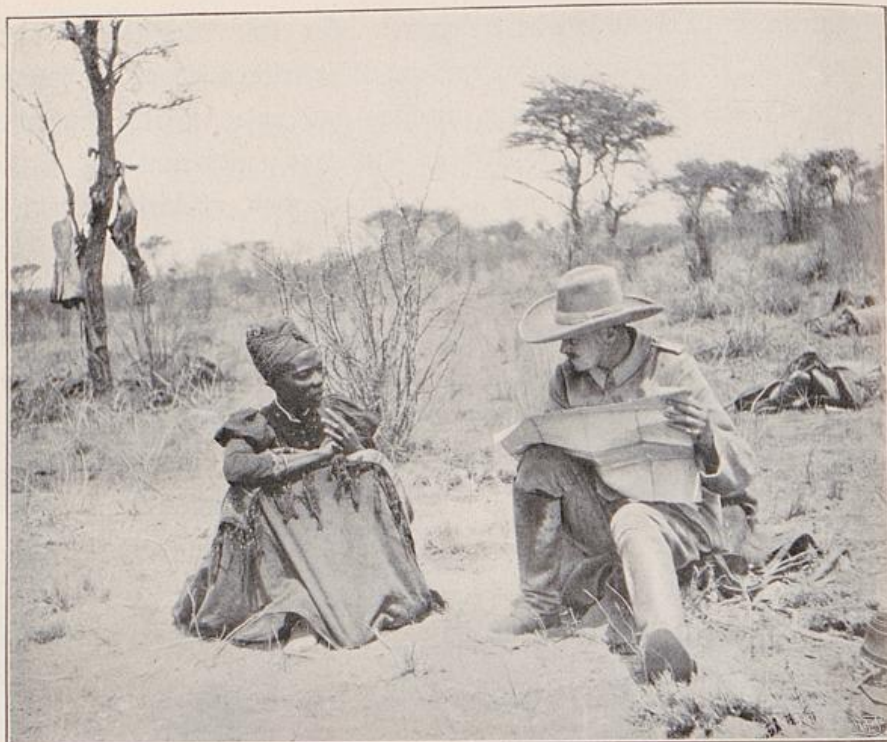


Abb. 25. Die Tochter des Kapitän's Zacharias von Otjimbingue beim Verhör.

haben sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen. Es sind, wie ich bestimmt feststellen konnte, eine Anzahl gefangener Hereros dadurch gestorben, daß sie völlig entkräftet und ausgehungert ankamen und das „gute Leben“ nicht vertragen konnten. Ein Hererohäuptling hat mir das bestätigt und meinte, wir sollten doch lieber die Gefangenen hungern und sich ihre „Feldkost“ (kraftlose kleine Wurzeln, sogenannte Dintjes) selbst suchen lassen. So würde er es gemacht haben, wenn er Deutsche gefangen hätte. Das letztere ist übrigens eine Renommee, denn die Hereros hatten bekanntlich die Gewohnheit ihre weißen Gefangenen nach furchtbaren Qualen umzubringen.

Die Tochter des Kapitän's Zacharias von Otjimbingue wurde bei Osowindimbe in den letzten Tagen der Verfolgung aufgegriffen. Sie sprach vorzüglich Deutsch und sagte mir beim Verhör: „Ich habe mich fangen lassen, denn ich weiß, deutsche Soldaten tun Herero-



4 2 3 1 5 6 7

Abb. 26. Letzte Stelle im Sandfeld, die vom Hauptquartier erreicht wurde.  
(60 km östlich Djinene.)

1 Generalleutnant von Trotha. 2 Major Quade, Chef des Stabes. 3 Hauptmann Volkmann. 4 Leutnant Rückforth. 5 Der Verfasser. 6 Stabsveterinär Moll, gest. am Typhus. 7 Hauptmann von Lettow.

„Wir ritten hinauf, und vor uns lag das „Sandfeld“, aber nicht, wie wir vermuteten, als eine vegetationslose Einöde, seinem Namen entsprechend — nein, üppigster Graswuchs, soweit das Auge blicken konnte . . .“ (S. 48.)

frauen nichts. Wir sind in das Sandfeld gejagt und können nicht mehr kämpfen. Der Orlog (Krieg) ist zu Ende.“ — Noch manchen interessanten Aufschluß gab sie über die Lage.

Wir hatten uns zu gemüthlicher Zwiesprache auf ein paar Sättel am Boden gesetzt — so nagelte uns meuchlings die photographische Kamera des Oberkriegsgerichtsrats Dr. Volley fest (Abb. 25).

Schließlich kamen wir während der Verfolgung an eine Stelle, wo nur noch die wasserlose Wüste vor uns lag. Hier zeigte sich aber wieder, daß das Leben phantastischer ist als unsere Phantasie. Denn, als wir die Verfolgung abbrechen mußten, erhob sich dicht vor uns,

wie für uns hingebaut, ein einzelner Hügel. Wir ritten hinauf, und vor uns lag das „Sandfeld“, aber nicht, wie wir vermuteten, als eine vegetationslose Einöde, seinem Namen entsprechend, — nein, üppigster Graswuchs, soweit das Auge blicken konnte. In der Ferne aber sahen wir eine dünne Staubwolke am Horizont verschwinden. Die Gefangenen deuteten auf sie und nannten einen Namen: Samuel Maharero. Da ging er hin, der einst so übermütige Oberhäuptling; ohne Habe und Vieh, mit wenigen Begleitern nur, rettete er sich nach vier Tage langem Marsch ohne Wasser auf englisches Gebiet. Dies war das Ende des Mannes, der den Befehl zur Ermordung wehrloser Farmer gegeben. Die Engländer haben ihn in loyaler Weise sofort entwaffnet und nicht mehr frei gelassen. Arm und elend lebt er am „Ngamifsee“.

Noch einige allgemeine Bemerkungen über unsere Truppen in Südwestafrika möchte ich einflechten.

Die lange Friedenszeit läßt es erklärlich erscheinen, wenn immer wieder Stimmen laut werden, die sich mit der Frage beschäftigen, ob unsere Armee noch auf der alten Höhe stehe oder nicht. Ich kann es auch verstehen, wenn mancher zu einem pessimistischen Urteil kommt, und zweifle nicht, daß die Verfasser es ehrlich meinen, und damit die beste Absicht haben der Armee zu nützen, indem sie auf etwaige Schäden und Mängel hinweisen. Wenn sie aber gesehen hätten, was unsere Truppe da draußen in Südwestafrika geleistet hat, wäre wohl mancher Satz ungeschrieben geblieben.

Ich gestehe es offen, auch ich war gespannt zu beobachten, was wir jezt im Kriegsfall leisten könnten, und wie weit sich das notwendigerweise Unkriegerische der Friedensausbildung auf den Krieg übertragen würde. Ich kann es aber ebenso offen bekennen, daß ich mit vollem Vertrauen auf die Tüchtigkeit unserer Armee aus Afrika zurückkehre. Man muß es nur gesehen haben, wie Offiziere und Mannschaften sich freiwillig zu Patrouillenritten gefährlichster Art drängten, wie unsere Leute unverzagt und ruhig selbst bei schweren Verlusten im feindlichen Feuer aushielten, wie Verwundete ihre Schmerzen ver-

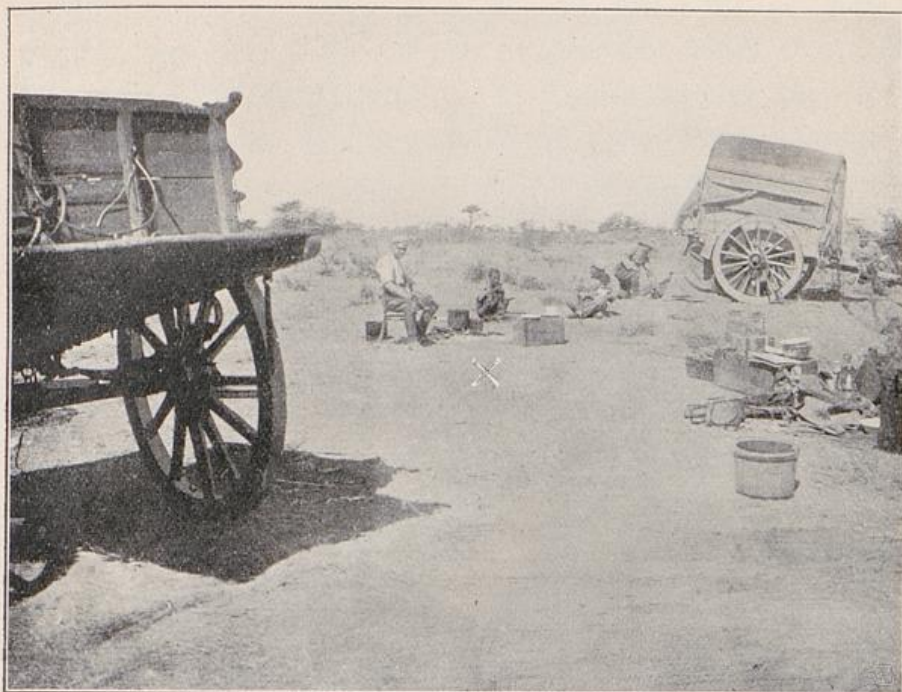


Abb. 27. Die „Stabsküche“ X des Majors v. Estorff im Feldlager von Osofondusu.

„Wie sehr haben wir uns nach den einfachsten Kulturgegenständen gesehnt! Nach etwas Brot, Milch, Kartoffeln, Eiern; wer etwa gar im Sandfeld von einem Glase Bier sprach . . .“ (S. 50.)

bissen, mit welchem Gleichmut Entbehrungen und Strapazen aller Art ertragen wurden. Man muß wissen, was es heißt, bei halber Portion, enger geschnalltem Gurt und trodener Kehle sich freiwillig zu Patrouillenritten im afrikanischen Dornbusch zu melden, nicht etwa zu offenem, ehrlichem Kampf, sondern gewärtig des Todes aus heimtückischem Hinterhalt. Dazu gehört ein gewaltiges Maß von Energie und Hingebung.

Daß wir soviel gehungert und gedurstet haben lag notwendigerweise in den Kriegsverhältnissen begründet. Man stelle sich nur einmal die Riesenstrecken vor, welche wir zurückzulegen hatten. Man bedenke, wie wenig das Land an Nahrungsmitteln hervorbringt, von Vieh abgesehen, das uns der Feind fortzutreiben in der Lage war. Nichts fanden wir vor, rein gar nichts was uns das Leben erträglich

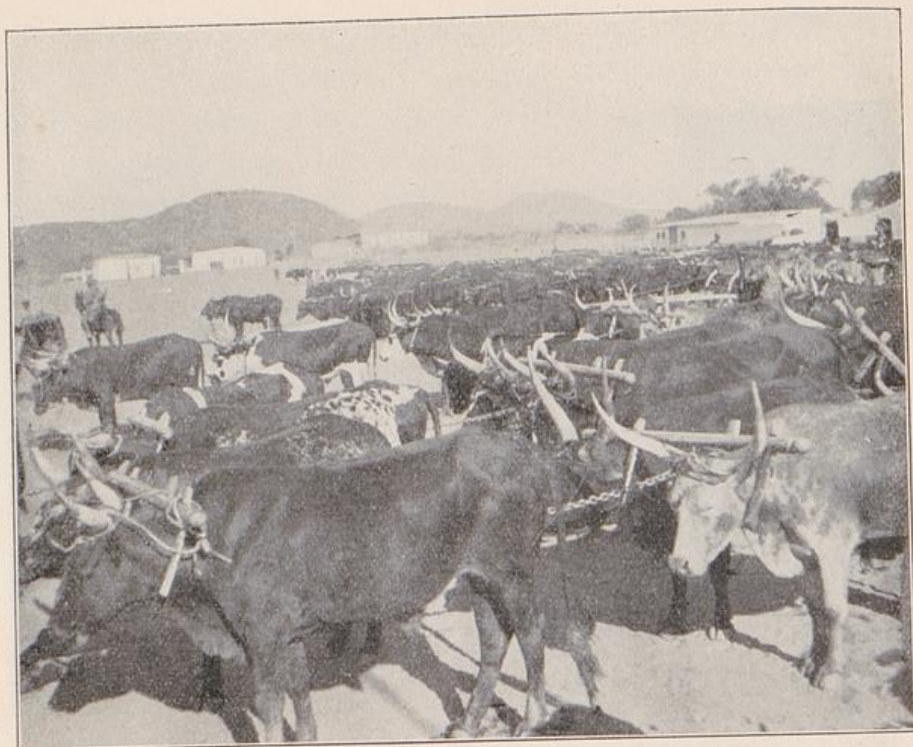


Abb. 28.

„Die Proviantkolonnen konnten uns vielfach nicht erreichen. Auf der Pad quälten sich die schweren Wagen, bespannt mit 20 Ochsen, langsam vorwärts . . .“ (S 50.)

machen konnte. Kein Gemüse, keine Früchte, höchstens etwas frisches Fleisch, wenn wir zufällig Vieh erbeuten konnten, oder etwas erjagt wurde. Während des Krieges waren wir meistens angewiesen auf Reis und Büchsenfleisch, schlechtes Wasser, mit dem wir uns Tee, Kaffee oder Kakao bereiten konnten. Wie sehr haben wir uns nach den einfachsten Kulturgenüssen gesehnt! Nach etwas Brot, Milch, Kartoffeln, Eiern; — wer etwa gar im Sandfeld von einem Glase Bier sprach, machte sich unbeliebt!

Die Proviantkolonnen konnten uns vielfach nicht erreichen. Auf der Pad quälten sich die schweren Wagen, bespannt mit 20 Ochsen, langsam vorwärts. Eine „Pad“ ist ja bekanntlich nichts weiter als eine ausgefahrene Wagenspur. In großen Windungen führt

der Weg bald durch tiefen Sand, daß die Räder bis zur Achse einsanken, bald über Felsgeröll und Klippen. Nur bestes Material hält das aus. Im Durchschnitt legten die Transporte 3—4 Kilometer in der Stunde zurück. Das ist natürlich kein Tempo für eine Truppe, die Eingeborene zu bekämpfen hat. Wir hatten die Wahl, entweder hinten bei dem Wagen zu bleiben, und gut zu leben, oder am Feind zu bleiben und zu entbehren. Wir taten natürlich letzteres, es war unsere Pflicht.

Bei der dürftigen Nahrung war es kein Wunder, wenn vielfach Krankheiten ausbrachen. Besonders Typhus, Herzkrankheiten, Malaria und Entkräftung, ja selbst Skorbut nahmen uns arg mit. Vor allem riß der Typhus große Lücken in unsere Reihen.

Es ist schon von anderer Seite gebührend erwähnt worden, wie brav sich unsere Mannschaften bei diesem Feldzug gehalten haben.

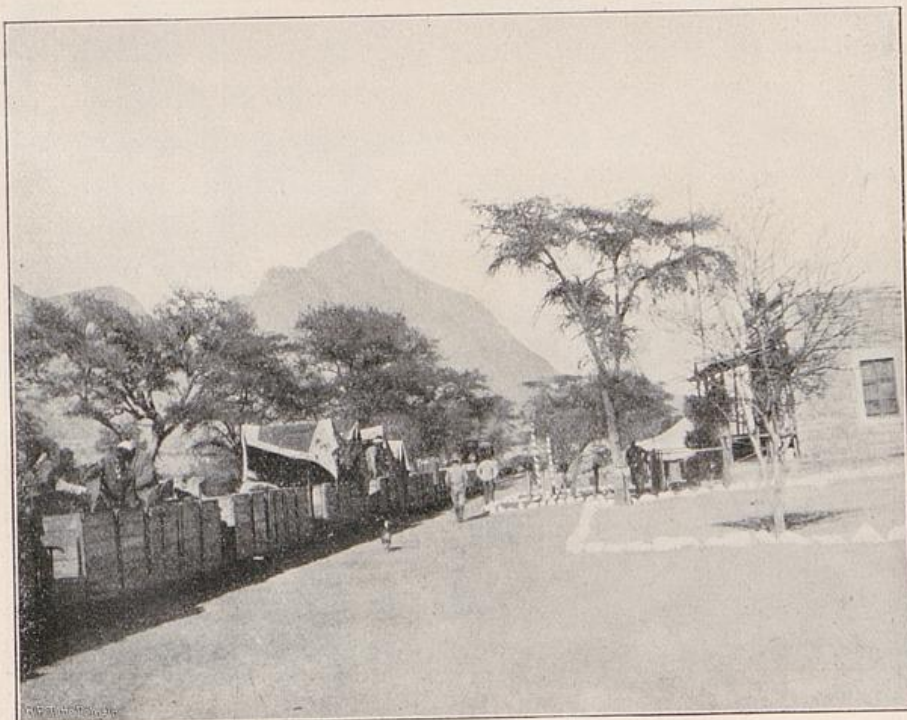


Abb. 29. Station Ababis, Erholungsheim für Verwundete und Kranke, an der Bahn Swakopmund—Windhuk.

Ich möchte aber auch darauf hinweisen, daß unsere Ärzte, ebenso die Veterinäre in jeder Hinsicht Außerordentliches geleistet haben, nicht bloß in ihrem Beruf, nein, vor allem auch als Soldaten mit der Waffe in der Hand. Weder die Hereros noch die Witbois respektierten rotes Kreuz und Nichtkombattanten. Da heißt es eben auch für jeden Arzt, Veterinär und Beamten, im Gefecht das Gewehr zu ergreifen und sich seiner Haut zu wehren. Daß sie das reichlich getan, beweisen die Verlustlisten.

Dann möchte ich einmal die Verdienste unserer Beamten besonders hervorheben, die als Intendanturräte, Zahlmeister, Magazinbeamte, Postbeamte und Feuerwerker ihr redliches Teil zum Erfolge beigetragen haben. Unter den schwierigsten Verhältnissen, den mannigfachsten Entbehrungen taten sie treulich ihre



Abb. 30. „Kaiserlich deutsche Feldpoststation“ im Lager Otjosaju.

Zuverlässig, beliebt, wie in der Heimat. — In schweren Zeiten war die Ankunft der Post die große und einzige Freude unserer Truppe.

Pflicht, und haben für die Verpflegung und das Wohl der Truppen das Menschenmögliche geleistet, wofür wir Soldaten von der südwestafrikanischen Front ihnen nicht dankbar genug sein können.

Wir haben nun soviel von Strapazen und Entbehrungen, von Dornbusch, Sand, Durststreden und Krankheiten gehört, daß sich die Frage unwillkürlich aufdrängt, ob denn ein so armes Land, wie dieses, der aufgewandten Opfer wert sei.

Wenn ich im Bestreben wahrheitsgetreue Bilder zu zeichnen manches Unerfreuliche berichten mußte, so darf man nicht übersehen, daß ich durchweg von Kriegszuständen gesprochen habe.

Daß dieser Feldzug nicht nur vom Standpunkt eines kaufmännischen Rechenexempels betrachtet werden kann, wird niemand ernsthaft in Abrede stellen können. Wir durften als Großmacht nicht zulassen, daß uns eine Kolonie, die wir nun einmal besitzen, durch einen Aufstand entrisen wurde. Die Morde konnten wir nicht unbestraft lassen. Unser Ansehen vor der Welt kam mit in Frage, und wir mußten, wenn auch mit noch so großen Opfern, beweisen, daß wir die Macht und den Willen haben, festzuhalten was unser ist.

Aber auch das Rechenexempel hat daneben sehr wohl seine volle Berechtigung. Daher möchte ich auf die Frage eingehen, was die Kolonie eigentlich wert ist.

Wenn wir Soldaten da draußen so häufig gehungert und gedurstet haben, so lag das doch an den *Ausnahmeverhältnissen*, die der Krieg geschaffen.

Das Land lag zunächst in der Hand des Feindes, und wir mußten diesem in Gebiete folgen, wo er bereits das vorhandene Wasser weggetrunken und das Futter für die Tiere abgeweidet hatte. Dabei gebrauchten Hereros und Hottentotten häufig die Kriegslist, uns nach Gegenden zu locken, die als die ödesten und schlechtesten der Kolonie bekannt sind. Vor allem Morenga und Cornelius schlugen sich mit Vorliebe in unwegsamem Gebirgsgelände; Hendrik suchte

sich die Kalahari, Samuel Maharero das Sandfeld, Andreas das Komas-Hochland als Kampfgelände aus. Überdies zwang uns, wie schon angedeutet, die Schnelligkeit bei der Durchführung der Operationen dazu die Verpflegungstransporte weit zurückzulassen, und uns fern von der Basis, weit von der einzigen vorhandenen Bahnlinie entfernt, monatelang mit einem flüchtigen Gegner herumzuschlagen.

Wenn im Frieden dagegen der Farmer ungestört an einer Stelle sitzt, wo er sich in aller Ruhe nach seinem Geschmaç einrichten, sich alles Notwendige hinbringen lassen kann, braucht er nicht zu darben. Wenn der Händler durch das Land zieht, bleibt er hübsch bei seinem Wagen, wo er alles findet, was er braucht. Die Massenerkrankungen an Typhus sind eine Nebenwirkung des Krieges, im Frieden kamen nur wenige Fälle vor, nicht mehr als in anderen Ländern auch.

Über das Klima sind vielfach falsche Ansichten verbreitet. Da im allgemeinen das Landinnere, soweit es für den späteren Farmbetrieb in Betracht kommt, zwischen 1000—1500 Meter über dem Meeresspiegel liegt, ist die Luft sehr dünn. Dabei ist sie außerordentlich trocken. Die Temperaturunterschiede sind sehr groß; die Mittagsstunden sind sehr heiß, die Nächte dagegen recht kühl. Manchmal fanden wir sogar des Morgens Eiskrusten auf den Wassereimern. In diesem Höhenklima, in Verbindung mit den Anstrengungen litten unsere Truppen stark unter Herzkrankheiten der verschiedensten Art.

Wer aber nicht derartige Strapazen durchzumachen hat, wie zum Beispiel Farmer und Viehbesitzer in Friedenszeiten, fühlt sich in dem Klima sehr wohl. Gerade die kalten Nächte, die so erfrischend wirken, machen uns Deutschen das Land bewohnbar. Ich weise darauf hin, daß unsere Mannschaften es fertig brachten ohne Schaden mehrere hundert Male hintereinander ohne Zelt im Freien zu bivakieren. Wäre das wohl hier in Deutschland möglich?

Wenn wir nur genug zu essen hatten, dabei ein wenig Abwechslung in der Kost, und Zeit das Wasser abzukochen, dann war schon alles gut, das Klima machte uns weiter keine Sorge.

Lungenkrankheiten gehen sogar nachweislich vielfach zurück, Erkältungen sind selten, weil die Luft ärmer an Bakterien ist als in der Heimat. Aus letzterem Grunde heilten auch die meisten Verletzungen und Verwundungen schneller und mit günstigerem Verlauf. Ich kann es daher sehr wohl verstehen, wenn neuerdings der Gedanke auftaucht, Sanatorien für Lungenkranke und für Leute mit chronischen Erkältungserscheinungen in Südwest zu errichten. Ich glaube der Versuch wird sich lohnen. Malaria kommt selten vor — über das Chinin als Schutzmittel zu sprechen, überlasse ich den Ärzten. Nur in dem bis jetzt von uns gemiedenen Ovamboland soll die Malaria so stark auftreten, daß sie für Weiße eine gewisse Gefahr bildet.

Und dann zur wichtigen Wasserfrage.

Tatsächlich existiert in Südwest viel mehr Wasser, als wir ver-



Abb. 31. Das Hauptquartier trinkt auf dem Marsche von Windhuk nach dem Süden, an einer offenen Wasserstelle (sog. Bley).

„Tatsächlich existiert in Südwest viel mehr Wasser als wir vermutet hatten . . .“ (S. 55.)

mutet hatten. Im Hererolande fanden wir jeden Tag mehrere Wasserstellen. Wie viele sogar jetzt noch unentdeckt in dem ausgedehnten Lande zerstreut liegen mögen, entzieht sich jeder Berechnung. Als Beispiel führe ich an, daß wir einmal bei Otjosondu dringend Wasser brauchten, denn die dortige Wasserstelle erwies sich als ungenügend für 700 Mann und 1000 Tiere der Kolonne. Wir ließen durch Patrouillen die Umgegend abstreifen, und diese meldeten uns nicht weniger als zwölf schöne Wasserstellen im Umkreis einer deutschen Meile, und zwar nur solche, die schon offen zutage lagen. Wie viel mag erst noch der Geologe beim Nachbohren in der Tiefe ausfindig machen?

Die künftige Karte von Deutschsüdwestafrika wird für viele eine Überraschung sein, denn sie wird hunderte von neuen Wasserstellen enthalten, die im Verlaufe des Krieges erst entdeckt wurden; teilweise hatten die Eingeborenen diese Stellen absichtlich geheim gehalten, wieder ein Beweis, daß sie sich immer mit dem Gedanken eines künftigen Aufstandes trugen. Wenn im Frieden mit diesen Wasserstellen vernünftig gewirtschaftet wird, der Farmer sie einfacht, vertieft und rein hält, läßt sich damit Gutes erreichen.

Jetzt im Kriege fanden wir freilich vielfach die Wasserlöcher zugeschüttet oder geleert. War aber noch Wasser darin, schwammen vielfach tote Rinder, Schakale, wilde Hunde und Schlangen auf der Oberfläche. Getrunken wurde es natürlich doch.

Die Hauptsache bleibt aber, daß Wasser überhaupt vorhanden ist, und daß wir nur dafür sorgen müssen, daß es für unsere Zwecke im Frieden nutzbar gemacht wird.

Wenn allerdings die jetzige Karte der Kolonie eine Anzahl von Strömen, Bächen und Flüssen aufweist, so darf man sich darunter keine fließenden Gewässer vorstellen. Das sind fast alles trodrene Flußbetten, sogenannte „Riviere“. (Abb. 9, 20, 32.) Nur einmal im Jahr, zur Regenzeit, wenn die Wassermassen in schweren Wolkenbrüchen vom Himmel strömen, füllen sie die Riviere auf einige Tage an, und fluten in ihnen dann so rasch talab und mit solcher

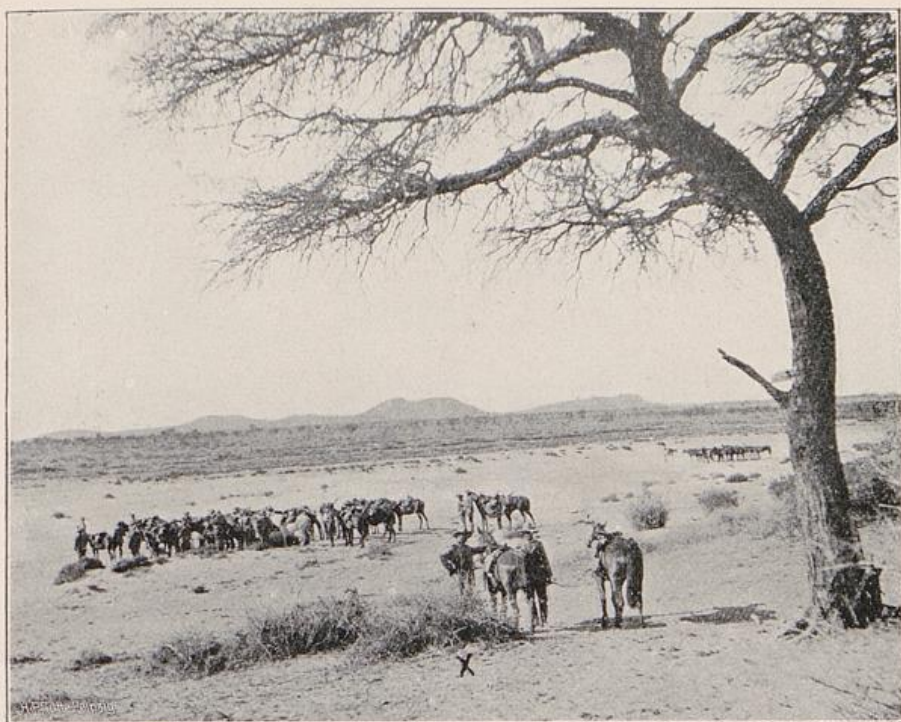


Abb. 32. Das Hauptquartier gräbt nach Wasser (X Major Quade).

„Wenn die jetzige Karte der Kolonie eine Anzahl von Strömen . . . aufweist . . ., so sind das fast alles trodene Flußbetten, sogenannte „Riviere“. (S. 56.)

Kraft, daß ein Mensch, der sich im trodenen Riviere befindet, wenn meterhoch die erste Welle heranbraust, unerbittlich mitgerissen wird. So haben wir die eigentümliche Erscheinung, daß im sogenannten wasserlosen Südwest alle Jahre einige Menschen ertrinken.

Wo bleibt nun aber das Wasser? Der geringste Teil fließt ins Meer, das meiste versickert und bleibt als Grundwasser unter dem Boden. Glücklicherweise sinkt es vielfach nicht so tief, daß wir nicht bequem imstande wären, es für uns zu erschließen. Sehr viele Stellen im Lande sind mir bekannt, wo wir bei weniger als fünf Meter Tiefe schon Grundwasser finden. Einzelne dieser Wasserlöcher sind so ergiebig, daß 1000 Rinder täglich daraus getränkt werden können. Ein Ochse säuft bekanntlich eine ganze Menge; die Ergiebigkeit solcher Wasserstellen ist also eine ganz erstaunliche.

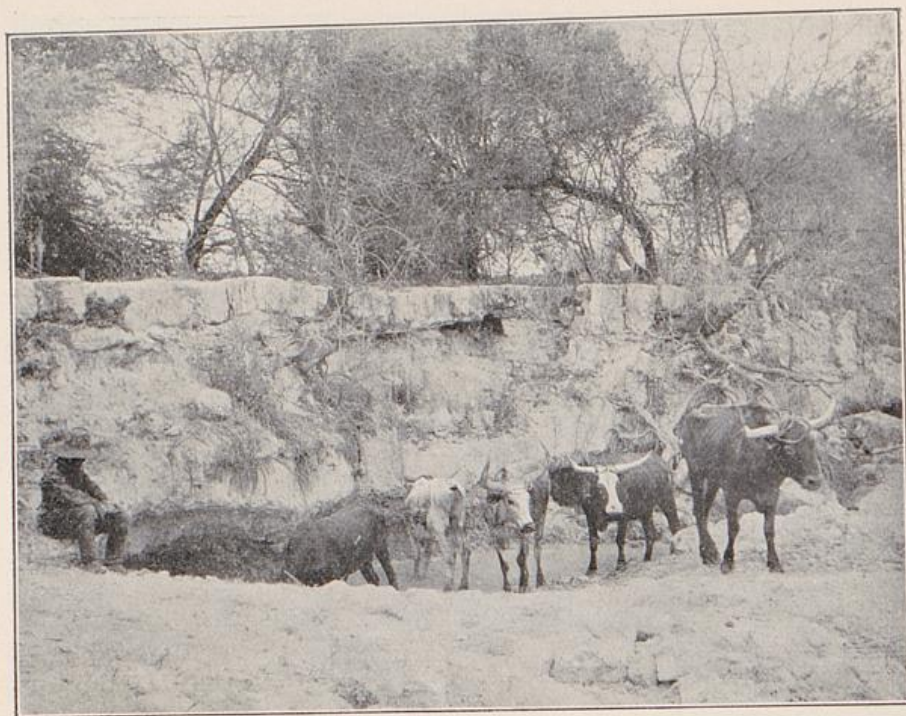


Abb. 33. Eine Kalkpfanne.

Die Wasserstelle Otatambata mit vorzüglichem und reichlichem in Kalk lagerndem Wasser.

Überdies habe ich wiederholt gesehen, daß die Eingeborenen imstande waren, uns neue Stellen zu zeigen, wo nach ihrer Ansicht dicht unter der Erde Wasser sich befinden sollte. Beim Nachgraben fanden wir die Angaben fast immer bestätigt. Bei der Abteufung Estorff hatten wir einen Buren, der sich sehr gut auf das Wasserfinden verstand. Er besaß ein durch langjährige Erfahrung erworbenes praktisches Verständnis für geologische Formationen und prüfte überdies, wie ich merkte, genau die Bewachung des Bodens. Es ist ganz selbstverständlich, daß aus dem Vorhandensein bestimmter tief mit ihren Wurzeln in das Erdreich dringender Pflanzen, die der Feuchtigkeit bedürfen, auf das Vorhandensein von Wasser geschlossen werden kann. Bei langjähriger Praxis und einer bestimmten Anlage kann man es schon zum geschickten „Quellensinder“ bringen.

Auch die Wünschelrute ist empfohlen worden. Ich habe sie öfter mit Erfolg arbeiten sehen (bei Buren). Das mag Zufall gewesen sein. In meinen Händen rührt sie sich nicht. Aber mit Kopfschütteln und Achselzucken ist sie nicht abgetan. Die exakte Wissenschaft wird auf Grund des sachlichen Experiments feststellen können, was an dem Instrument mit dem ungeschickten Namen, der nach Märchen und Wunder klingt, Wahrheit und Dichtung ist. So etwas schrecklich Wunderbares kann ich in der Behauptung der Freunde der Wünschelrute nicht erblicken, daß eine Wasserader auf wenige Meter Entfernung einen gewissen Einfluß auf die Nerven empfindsamer Menschen haben soll. Sollte festgestellt werden, daß dies zutrifft, so wäre das lange nicht so erstaunlich, als die Kraft, die auf Tausende von Meilen die Magnetnadel bewegt, nicht so wunderbar und unerklärlich wie die Schwerkraft, nicht so bedeutsam wie die Telegraphie ohne Draht. Im Zeitalter der X-Strahlen und des Radiums gibt es in dieser Beziehung nichts „Unglaubliches“.

Wie weit es durch Stauwerke und Wasseranlagen im großen Stil möglich sein wird einzelne Striche des Landes für Ackerbau nutzbringend zu machen, möchte ich hier nicht erörtern; denn das ist Zukunftsmusik und setzt größere Geldmittel voraus, deren Aufbringung mir fraglich erscheint.

Halten wir uns zunächst an die Tatsachen und an die gegenwärtige Beschaffenheit der Kolonie, so muß man sich sagen, daß sie für Ackerbau wenig geeignet erscheint. Einzelne fruchtbare Stellen gibt es, wie zum Beispiel bei Klein-Windhuf, Omaruru, Grootfontein, Waterberg, wo genügend wächst, um Farmer und Kaufleute der Umgegend mit dem Notwendigsten zu versorgen. An sich ist der Boden, wenn man ihm genügend Wasser zuführt, außerordentlich fruchtbar. Pflanzen, die ordentlich begossen werden, entwickeln sich üppig. Trotzdem ist aber die Kolonie kein Ackerbauland, weil wir nicht imstande sind, dem Boden auch nur annähernd so viel Feuchtigkeit zuzuführen, als nötig wäre, und zwar auch mit Rücksicht auf die starke Verdunstung.

Dagegen sind alle Vorbedingungen für Viehzucht in großem Maßstabe vorhanden. Man braucht nur die vielen Wasserstellen einzufassen, mit Tränkeimern und Kettenzügen irgend einer Konstruktion zu versehen, so hat man mit Leichtigkeit genügend Wasser für die Tiere. Weide ist in Hülle und Fülle vorhanden, viel mehr als man sich wohl vorstellt.

Daß auch weite Landstriche völlig öde und unfruchtbar sind, insbesondere der Küstengürtel, hat wenig zu sagen, denn es bleibt immer noch Weideland in der Ausdehnung Deutschlands etwa übrig. Millionen von Rindern, Schafen, Ziegen können darauf stehen und mit ganz geringen Kosten gehalten werden; denn die Eingeborenenwächter verlangen nicht mehr als eine Handvoll Reis, ein Stück Tabak und einen Schluck Rum täglich.

Auch sonst hat der Farmer nicht allzugroße Unkosten, wenn er nicht Ansprüche stellt, die auch in der Heimat unzulässig wären. Fleisch, Milch liefert ihm sein Vieh, ein kleines Gärtchen beim Hause dicht an der Wasserstelle kann er sich schon halten, wo er so viel Gemüse zieht, als er persönlich braucht. Dagegen läuft jede Extraausgabe, jeder Luxus erheblich ins Geld.

Die ersten Kosten für Land, Muttervieh, Gerätschaften und sonstige notwendige Einrichtungen muß man auf mindestens 20 000 Mark veranschlagen. Soviel braucht man also wenigstens, um sich als Farmer anzusiedeln. Von da ab hängt der Erfolg, wie überall im Leben, wesentlich von der Persönlichkeit ab. Es gibt eine Sorte Farmer — einzelne —, die erst die Einrichtung mit dem kostspieligen Bau eines Hauses beginnen, und dann den kärglichen Rest an Geld in Vieh anlegen wollen. Verdienen sie etwas, so wird der Erlös im nächsten Store (Kaufhaus) gegen französischen Sekt, die Flasche zu 20 Mark, umgesetzt; das sind natürlich nicht die Leute, die wir in der Kolonie brauchen. Sie brechen pekuniär da drüben ebenso zusammen, wie es ihnen bei so unpraktischen Anlagen und Ansprüchen auch in der Heimat ergangen wäre. Während man aber hier zu Lande als Grund finanziellen Niederbruchs die allgemeine geschäft-

liche Konjunktur, Erschütterungen der Börse, Konkurrenzmanöver, persönliche Fehler und dergleichen anzugeben gewohnt ist, pflegen viele, die in der Kolonie nicht das Glück gefunden haben, das sie erwartet, auf die „Regierung“ zu schimpfen, die an allen Mißerfolgen schuld haben soll, und machen als „unzufriedenes Element“ sich und anderen das Leben schwer.

Zum Glück ist aber die große Mehrzahl der Farmer von besserem Stoff, Leute, die genau wissen, daß man drüben ebenso arbeiten und rechnen muß, wie in der Heimat, und die auch draußen in der Kolonie das Gefühl nicht verlieren, daß jeder stets seines Glückes eigenster Schmied ist. Solche Leute brauchen wir draußen: nicht zusammengebrochene Existenzen, oder energielose Charaktere, die da glauben, sie befänden sich fern von der Heimat, auch weit ab vom harten Kampf ums Dasein. Im Gegenteil! Besonders tüchtige und energische Persönlichkeiten verlangt der spröde Stoff der Kolonie. Wer aber sein Geschäft versteht, es praktisch und tüchtig anfaßt, das Rechnen nicht verlernt, sich etwas versagen kann, die Schädlichkeit des Alkohols in den Tropen erkennt, kann es in Südwest zu etwas bringen.

Wenn man nur 14 Tage durch die Kolonie reist, mag man den Eindruck haben: das ist ja eine öde, wertlose Sand- und Steinwüste, am besten verlaufen wir sie möglichst bald auf Abbruch.

Wenn man dann aber mit Farmern spricht, die 10 und 20 Jahre im Lande sind, es von Grund auf kennen, sich dort wohl fühlen, zu Wohlstand und Reichtum gelangt sind und um keinen Preis von Südwest fort wollen, so wird man doch stuhig.

Noch mehr überrascht es aber dann noch zu hören, daß fast tausend Offiziere und Mannschaften unserer Schutztruppe, die das Land doch wahrhaftig nicht von der schönsten und glänzendsten Seite kennen gelernt haben, als Farmer und Ansiedler dort bleiben wollen. Idealismus, Freiheitsdrang und Abenteuerlust genügen doch nicht, um Hunderte zu solchem Entschluß zu bringen. Soviel konzentrierten Idealismus gibt es ja gar nicht, und in Friedenszeit ist das Leben da draußen recht einförmig und eintönig. Es sind vielmehr recht reale Dinge,

welche diese Leute dazu bestimmen, die Erkenntnis, daß für einen fleißigen, nüchternen Menschen in der Kolonie etwas zu holen ist.

Wir werden es ja erleben, wenn der Krieg endlich seinen Abschluß gefunden hat, wie schnell sich das Land mit Farmern bevölkern wird, wie das „öde, wertlose Land“ Tausenden eine Existenz gewährt. Und diese Farmer werden ein gutes Fundament sein, auf dem die Kolonie ihre Kulturentwicklung weiterbaut, vor allem auch der beste und sicherste Schutz gegen künftige Aufstandsgelüste der Eingeborenen. Ein Bestand von kräftigen, tüchtigen, großzügig denkenden und selbstbewußten Deutschen in der Kolonie kann uns nur ein außerordentlich erwünschter Zuwachs sein.

Buren? Wozu? Ein Urteil über die Buren möge man mir erlassen. Daß wir dort einzelne Buren haben, schadet nichts. Der beste und zuverlässigste Bewohner unserer Kolonie ist und bleibt aber doch der Deutsche.

Es wird oft gefragt: Wenn wir nun große Rinderherden in Südwest haben, mehr als die Bewohner zu ihrem Leben brauchen, wie können wir dann diese Überproduktion praktisch verwerten? Es ist wohl wenig bekannt, daß vor Beginn des Aufstandes ein schwungvoller Handel mit Groß- und Klein-Vieh von unserer Kolonie nach dem Kaplande eingeseht hatte. Dort ist erheblicher Bedarf, der außerdem ständig im Wachsen begriffen ist. Dies ist also zunächst der gegebene Ausfuhrweg, darüber hinaus erst kommt der Export über See in Betracht, der natürlich nur möglich ist, wenn er in Massen und billig ausgeführt wird, weil ihn sonst die hohen Frachtsätze konkurrenzunfähig machen. Wie weit die Industrie (Fleischextrakt, Leder, Schafwolle) aus der Viehzucht Nutzen ziehen könnte, läßt sich theoretisch heute noch nicht erörtern, und schöne Zukunftsbilder vorzuzaubern liegt mir fern. Ich bin kein Kolonialschwärmer und halte optimistisch gefärbte Darstellungen für schädlich, da sie zu falschen Hoffnungen Anlaß geben. Aber auch der Kolonial-Pessimismus ist vom Übel, wie alle Extreme, er unterdrückt Schaffensfreude und Unternehmungsggeist.

Ich glaube, daß sich durch die Viehzucht allein die Kolonie erhalten wird, und daß dadurch allmählich die Zuschüsse aus dem Heimatlande entbehrlich werden. Erhebliche Überschüsse werden sich vorderhand wohl nicht daraus erzielen lassen. Die werden wir nur haben, wenn es uns gelingt auch unter der Erde etwas zu finden. Der Gedanke ist nicht aussichtslos.

Die Stavigesellschaft hat Kupferminen von solcher Mächtigkeit entdeckt, daß sie mit einer Ausgabe von 12 Millionen Mark eine Eisenbahn zu ihrer Erschließung angelegt hat. Bei Gibeon fand sich „blauer Grund“, dieselbe Formation wie in den Diamantgruben Kimberleys. An mehreren Stellen der Kolonie sind Kupferlager entdeckt, die der Prüfung und Erschließung harren. An mehreren Orten liegt guter Marmor.

Lauscht man den Erzählungen der Farmer, so gewinnt man den Eindruck, daß noch viel, viel mehr Werte unter der Erde lagern, nur muß man sie suchen und verwerten. Dazu ist aber vor allem nötig: Das Aussetzen recht hoher Prämien auf das Finden ergiebiger Minen. Solange noch die Entdeckung einer Goldgrube für den Glücklichen hauptsächlich Schwierigkeiten im Gefolge hat, wird sich mancher Farmer schwer hüten Funde zur Anzeige zu bringen. So gehen unserem Staat unter Umständen Werte von Millionen verloren. Ein gutes Berggesetz könnte das verhindern. Zur sachgemäßen Ausgrabung etwaiger Schätze unter der Erde wäre ein reichdotiertes Bergamt in Windhuß am Platze, da es in der Lage ist, sofort alle derartigen Funde eingehend zu prüfen und Versuchsbohrungen vorzunehmen. Man bedenke doch, welchen Wert das Auffinden auch nur einer einzigen ergiebigen Gold- oder Diamantmine für unsere Kolonie hätte. Die Ausgabe von Jahren für eine große geologische Zentrale in Windhuß machte sich dadurch mit Leichtigkeit bezahlt.

Der Feldzug brachte der Kolonie viel Gutes. Wir haben sie besser kennen gelernt, und viele früher als unbewohnbar bezeichneten Landstriche als besiedelungsfähig und brauchbar befunden. Zahlreiche neue und gute Wasserstellen wurden entdeckt.

Der Krieg hat tüchtiges und brauchbares Menschenmaterial ins Land gebracht, einen guten Bestand von künftigen Farmern und Pionieren. Der Süden der Kolonie wird durch den neuen von Lüderichsbucht ins Innere führenden Schienenstrang an Wert erheblich gewinnen.

Durch Besiznahme der ausgedehnten Landstriche, die früher Hereros und aufständischen Hottentotten gehörten, — so ziemlich die fruchtbarsten Teile der Kolonie — haben wir einen positiven Vermögenszuwachs erworben, der für die künftige Besiedelung von großem Wert ist. Lüderichsbucht wird zu einem guten, brauchbaren Hafen umgewandelt und ausgebaut, ein Ersatz für Swakopmund, wenn wirkliche Mole und Landungspier dort einmal versagen sollten.

Ich kann es auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der Krieg einer großen Anzahl Deutscher Gelegenheit geboten hat sich



Abb. 34. Links der Pier, vorn ein Brandungsboot (Swakopmund).



Abb. 35. Schwierige Landung.

Allen Skeptikern zum Trost steht der von den Pionieren vorzüglich gebaute Pier bei Swatopmund über ein Jahr schon fest in Sturm und Brandung. Dieser Pier und die Brandungsboote (Abb. 34) sowie durch Dampfer geschleppte Flöße müssen uns die versandete Mole ersetzen.

in der Welt umzusehen, und da draußen engherzige, partikularistische und fleingeistige Auffassungen abzustreifen, um dafür weitere und größere Gesichtspunkte, sowie praktische Lebenserfahrung einzutauschen.

Ein Teil unserer Armee — 15 000 Mann stehen da draußen — hatte Gelegenheit zu erproben, ob das im Frieden Gelernte in der Praxis sich bewährt, um zu bessern und zu lernen, wo sich Schäden und Mängel zeigen sollten. Es war uns Gelegenheit geboten vor Zweiflern im In- und Auslande zu zeigen, daß der deutsche Soldat trotz langer Friedenszeit seine Tüchtigkeit nicht eingebüßt hat, daß der verweichlichende Einfluß moderner Kultur der Masse unseres Volkes noch nicht geschadet hat. Wir Soldaten wissen sehr wohl, daß wir da draußen nur unsere Pflicht und Schuldigkeit getan, und

Bayer, Der Krieg in Südwestafrika.

daß es selbstverständlich war, daß viele von uns im Kampfe mit einem gewandten und gut bewaffneten Gegner fallen mußten, verstümmelt wurden, oder sich lebenslanges Siechtum holten. Und doch war es gut, daß wir allen, die an der Armee rütteln, die ihre Tüchtigkeit bemängeln und ihre Vertreter herabzusehen suchen, zeigen konnten, daß das Schwert noch scharf ist.

Soviel von der Armee. —

Und was das Land betrifft, um das wir gekämpft, so möchte ich, alles Dargelegte zusammenfassend, sagen: Die Opfer an Gut und Blut sind nicht umsonst gebracht, die Kolonie geht, wenn auch keiner glänzenden, so doch einer sicheren und guten Zukunft entgegen.

*unser Lippen Schwertschaft! (Kuratsch!)  
(die wird schon wieder Deutsch)*

Es wurden aufgenommen:

Die Abbildungen 5, 8, 9, 11, 13, 14, 16, 21, 25 (Titelbild),  
26, 28, 29, 32, 33

von Oberkriegsgerichtsrat Dr. Volken.

Die Abbildungen 1, 2, 4, 17, 24, 31, 34

von Stabsarzt Dr. Dunzelt.

Die Abbildungen 6, 30, 35

von Hauptmann Böttlin

Die Abbildung 3

von Herrn Klinkhardt in Kubub.

Die Abbildung 22

von Leutnant Fürnrohr († Typhus, Djimbinde,  
7. 10. 1904).

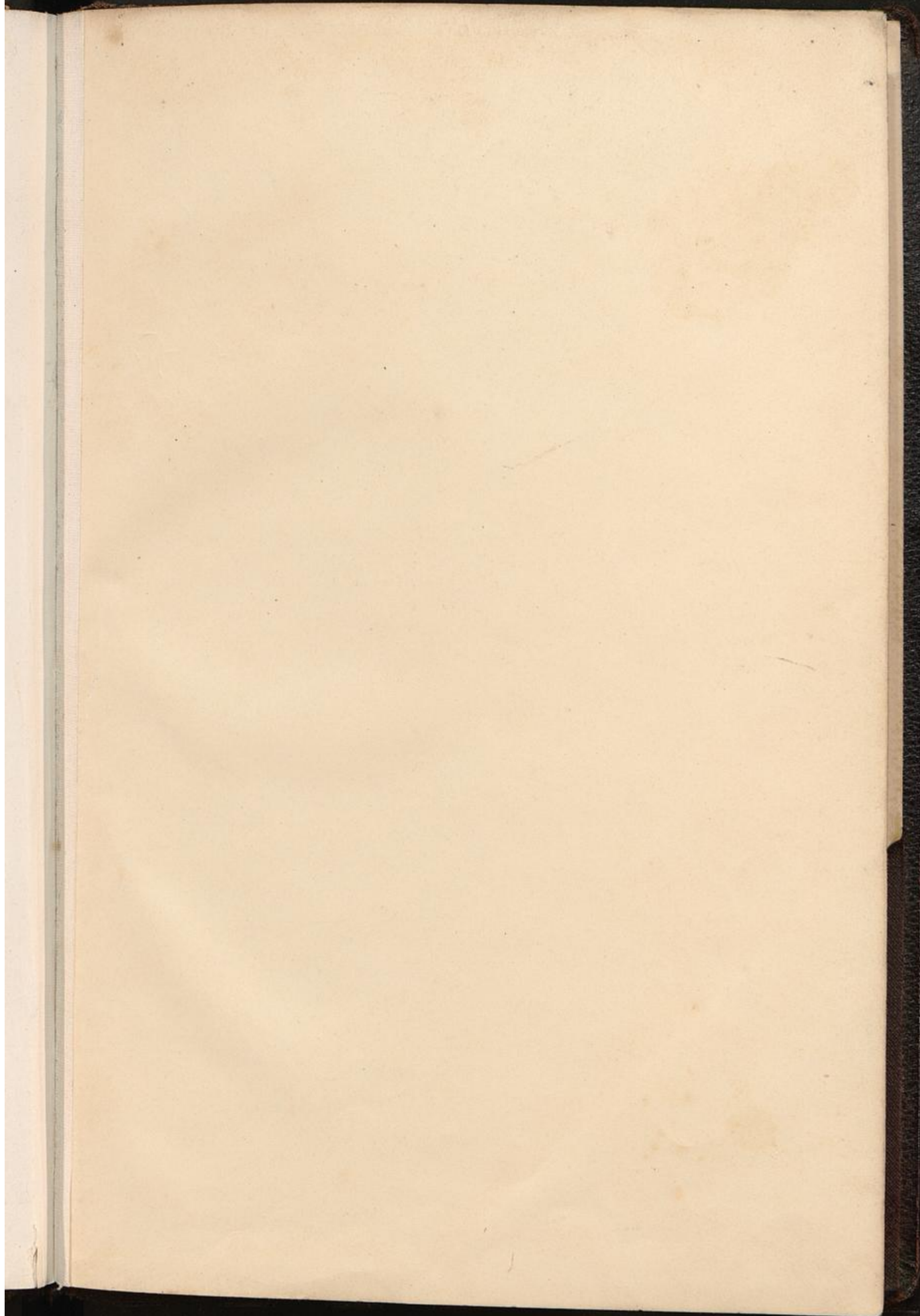
Das Vollbild vom Hauptquartier.

Die Abbildungen 10, 12, 19, 20, 27

vom Verfasser.

7/254

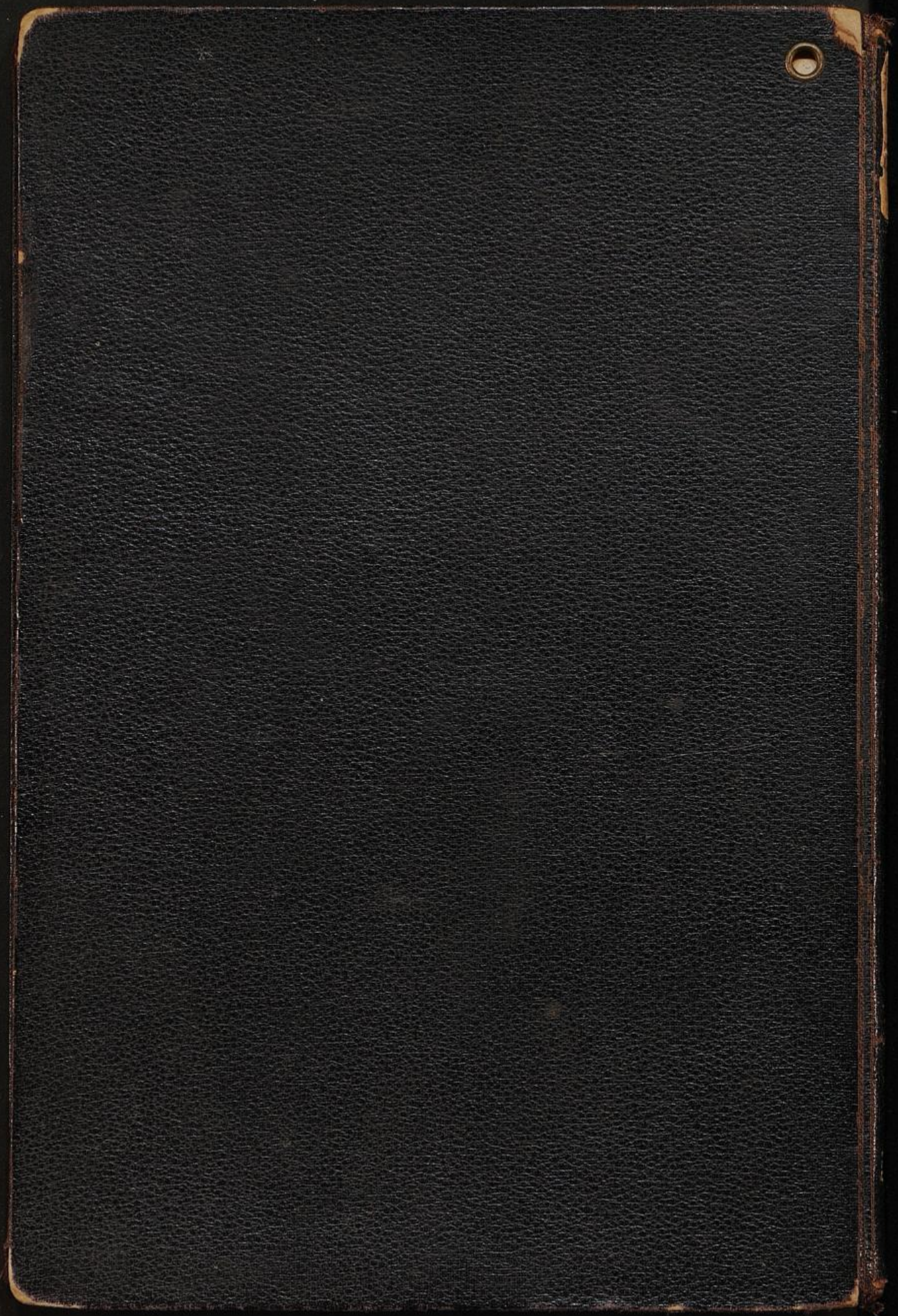






D 53

Friedr. Eckhardt  
BREMEN



137

D

53